

Frankfurter Allgemeine

magazin

NOVEMBER 2018

**MODE
KUNST
SCHMUCK
REISE
ESSEN
DESIGN
FILM
UHREN**





BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



DIE TWENTY~4 AUTOMATIK



CHANEL.COM | CHANEL-Kundenservice - Tel. 01801 724 26 35 (0,9 Ct/Min, aus dem Festnetz: max. 42 Ct/Min, aus Mobilfunknetzen). DER CHANEL MOMENT



L'INSTANT
CHANEL

LA MONTRE
J12



BREITLING BOUTIQUE
BÖRSENSTRASSE 2-4
FRANKFURT

AIR
LAND
PREMIER
SEA


BREITLING
1884



#SQUADONAMMISSION

The Breitling Cinema Squad
Brad Pitt
Adam Driver
Charlize Theron

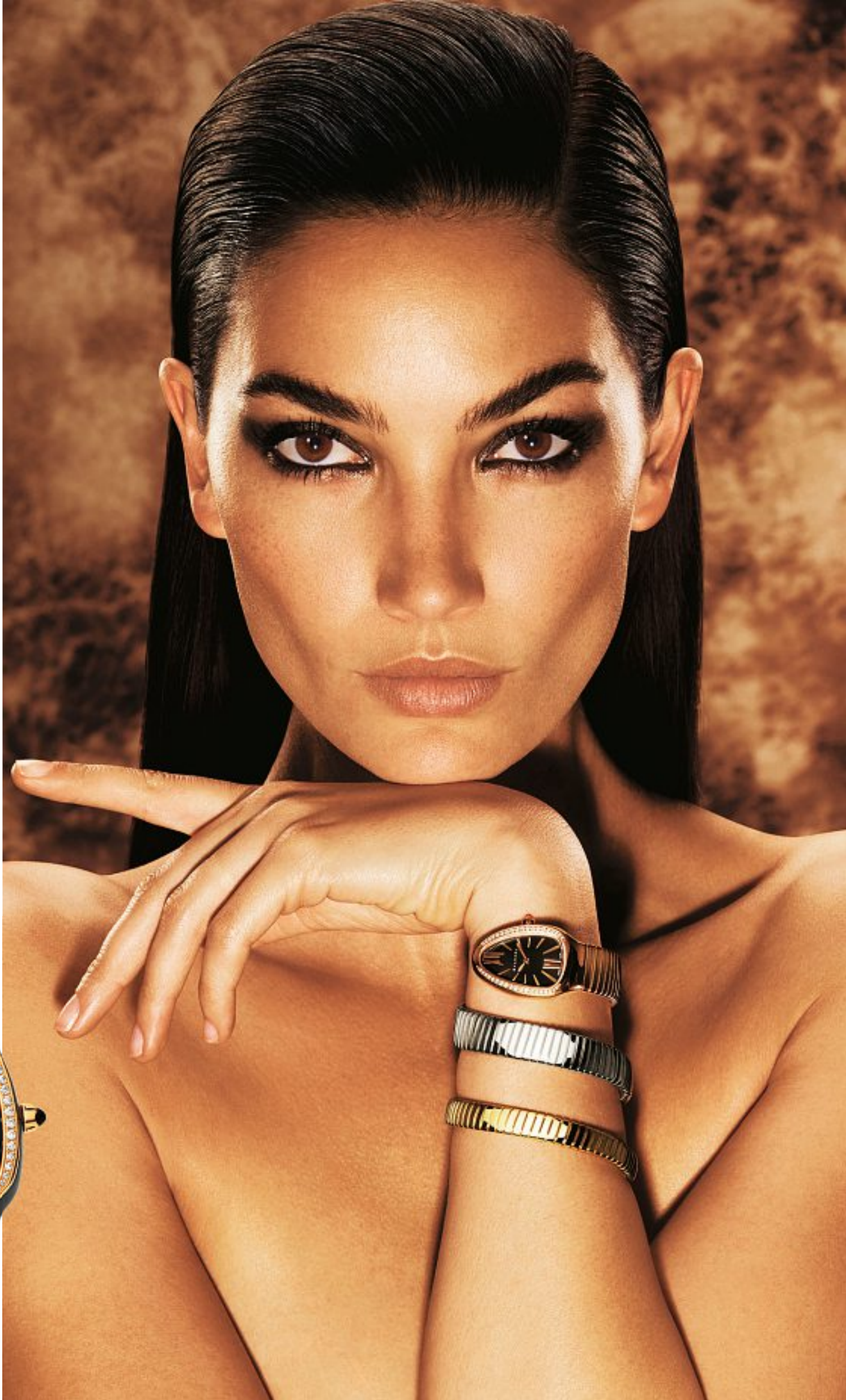


design 11



Die 8. Generation kommt.
Timeless Machine.





BVLGARI

ROMA

SERPENTI
BVLGARI.COM

BITTE GENAU LESEN

Ja, ist denn heute schon Weihnachten? Das nicht, aber eine Kollegin aus der Nachrichtenredaktion, die Geburtstag feiert, hat Lebkuchen mitgebracht. Für mich ist das eine gute Möglichkeit, mal kurz zu den Kollegen zu schlendern und mich von diesem Text abzuhalten. Daher warten Sie bitte einen kleinen Moment, bis ich wieder da bin, kann nicht lange dauern, gleich ist Redaktionsschluss. So, da bin ich wieder. Wo war ich stehengeblieben? Weihnachtsgebäck. Wäre ein schönes Thema, aber November ist noch ein bisschen zu früh dafür, das spare ich mir für die Weihnachtsausgabe auf. Und schließlich soll ich hier nicht über mich schreiben, sondern über die vielen Inhalte dieses Magazins. Also über Karl Lagerfeld, der nur noch grün sieht, wenn er an die Bundeskanzlerin denkt. Über Martin Eder, bei dem ich in Berlin nach einer Minute wusste, dass man diese Naturgewalt ins Heft bringen muss. Über Nicole Atieno, unser Titel-Model, und Akiima, die ich in New York traf – als schwarze Models sind sie Vorkämpferinnen und inzwischen auch Vorbilder. Über Thomas Verch, der in seinem langen Leben als Beamter seinen Humor nicht verloren hat und im Interview mit seinem Schwiegersohn gleich mal einen Beamtenwitz erzählt. Über Möbeldesigner, Uhrmacher und Schmuckhersteller, die aus einem großen Nichts etwas Neues erschaffen, in unendlicher Feinarbeit, von der die Uhrmacherlupe und die Schlitzschraubendreher auf dieser Seite nur eine schwache Ahnung vermitteln. Und nicht zuletzt über Frauen aus Syrien und Afghanistan, die ihr Flüchtlingschicksal gerade wenden, indem sie sich auf ihre alten Fähigkeiten besinnen dürfen. Ach, man könnte so viel über all die Themen reden, aber das tun natürlich schon die Texte selbst. Da kann ich mich auf anderes besinnen.

Wie komme ich jetzt schon wieder auf Lebkuchen? Augenblick bitte, ich schlendere gerade mal rüber. Keine mehr da. Wo war ich stehengeblieben? Faden verloren. Jetzt glauben Sie natürlich, dass hier alles durcheinander geht. Womöglich denken Sie gar, dass wir hier gar nicht richtig arbeiten? Falsch! Lesen Sie nur! *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anton, Christian Aust, Reinhard Bingener,
Claus Eckert, Leonie Feuerbach, Dr. Rose-Maria Gropp,
Aylin Güler, Martin Häußermann, Dr. Eckart Lohse,
Dr. Eckhart Nickel, Anna-Lena Niemann, Wlad Raveling,
Peter-Philipp Schmitt, Rüdiger Soldt, Dr. Michael Spehr,
Bernd Steine, Julia Stelzner, Dr. Lukas Weber, Jennifer
Wiebking, Matthias Wyssuwa

Bildredaktion:
Christian-Matthias Pohlert

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Printavis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg



MILLE MIGLIA CLASSIC CHRONOGRAPH

Chopard ist der historische Partner und offizielle Zeitnehmer der legendären Mille Miglia, bekannt als das schönste Autorennen der Welt. Dieser einzigartige Chronograph mit 42 mm Durchmesser wurde in unserer Manufaktur entwickelt und montiert, er beweist die uhrmacherischen Fähigkeiten des Hauses Chopard.

Chopard

THE ARTISAN OF EMOTIONS – SINCE 1860

CHOPARD BOUTIQUE FRANKFURT
Goethestraße 16, (0)69 92887880



VALENTIN JECK weiß, dass es immer wieder Dinge gibt, die nicht dahin gehören, wo sie sind. In dieser Ausgabe widmet sich der Schweizer Fotograf mit Stylistin Lynn Schmidt der ganz normalen Unordnung. Passt schon, dass sich auch Uhren und Schmuckstücke darin verstecken (Seite 60). Überhaupt läuft es für Jeck ordentlich: Zur Zeit sind seine Bilder im Museum of Modern Art zu sehen – in der Ausstellung „Toward a Concrete Utopia“ über Architektur in Jugoslawien. Da gehören sie hin.



GREGOR HOHENBERG kennt Martin Eder schon seit 2006, als er ihn für die „New York Times“ aufnahm. Der Fotograf bewundert den Künstler für die Konsequenz, mit der er sich in vielen Rollen ausprobiert – er hat ihn schon als Rocker, Dandy, Bandleader und Hypnotiseur erlebt. Beim Fototermin im Studio schüttete sich Eder versehentlich Terpentin auf die Hose und malte halbnackt drauf. (Seite 28)



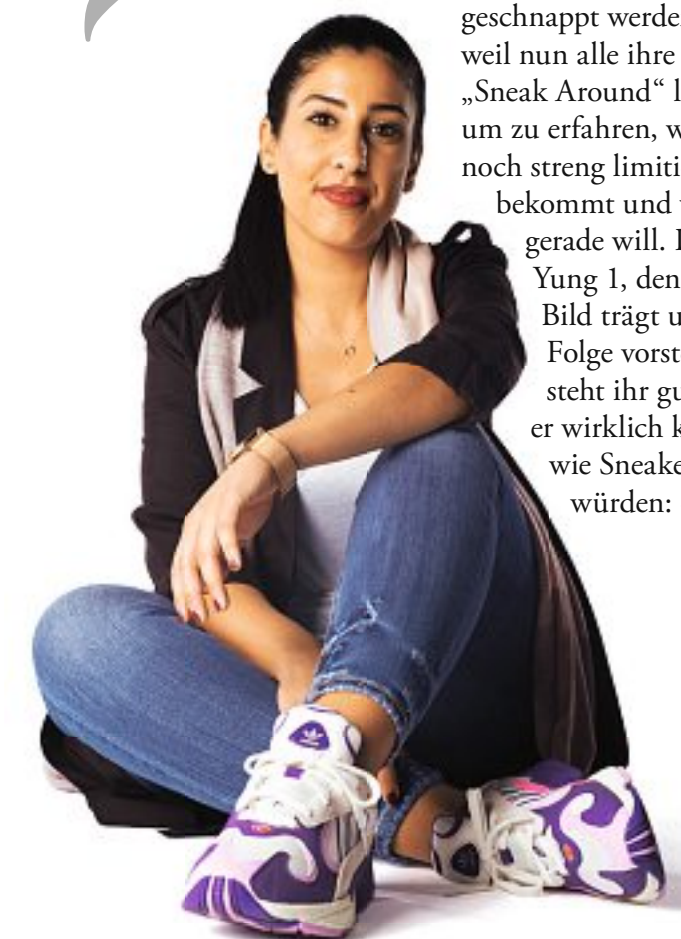
MATTHIAS WYSSUWA, Korrespondent dieser Zeitung für Norddeutschland und Skandinavien, hat ein gutes Verhältnis zu seinem Schwiegervater. Sie teilen die aufreibende Liebe zu Hansa Rostock und können sich gemeinsam an Absurditäten in Politik und Verwaltung erfreuen. Schwiegervater Thomas Verch war mehr als drei Jahrzehnte im Rathaus von Neubrandenburg tätig. Zeit für ein verbindendes Gespräch über Rohstoffverwertung in der DDR, die Wende, die Stasi und den Westen. (Seite 48)

MITARBEITER

NICOLE ATIENO, die in Kenia geboren wurde und im Alter von elf Jahren mit ihrer Mutter nach Dresden zog, hatte einen guten Einstieg als Model – denn Gucci-Designer Alessandro Michele bucht sie oft. Für ihn ließ sie sich sogar die Haare abschneiden. Für unser Titel-Shooting machte Nicole (unten bei der Couture-Woche in Paris zu sehen) ebenfalls neue Erfahrungen: Zum ersten Mal setzte sie sich auf ein Pferd – und das im Givenchy-Couture-Kleid. (Seite 36)



AYLIN GÜLER ist als Social-Media-Redakteurin bei FAZ.NET mit Trends vertraut – die auf Facebook, Twitter und Instagram weit schneller durchgereicht werden als auf Papier. Privat eilt sie einem ebenso schnellen Trend hinterher: Die Neunundzwanzigjährige, die in der Nähe von Stuttgart aufwuchs und unter anderem in Los Angeles studierte, sammelt Sneaker. Mit dieser Leidenschaft ist sie leider und zum Glück nicht allein. Leider, weil ihr immer wieder die neuen Modelle vor der Nase weggeschnappt werden. Zum Glück, weil nun alle ihre neue Kolumne „Sneak Around“ lesen werden, um zu erfahren, wie man doch noch streng limitierte Sneaker bekommt und was die Szene gerade will. Der Adidas Yung 1, den sie auf unserem Bild trägt und in der ersten Folge vorstellt (Seite 22), steht ihr gut, auch wenn er wirklich klobig ist, oder, wie Sneaker-Fans sagen würden: chunky.





SITZSYSTEM ALEXANDER | DESIGN RODOLFO DORDONI
ENTDECKEN SIE MEHR BEI MINOTTI.COM/ALEXANDER

Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56
Minotti M Ü N C H E N BY EGEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510
AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.
PLZ 0/1/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

Minotti
70 YEARS

Zeitsprung: Wir stellen Uhren vor (Seite 70), die klassische Optik und moderne Technik vereinen – wie die Manero Flyback von Carl F. Bucherer.



Handwerk: Zehn Frauen aus Afghanistan und Syrien nähen in einer Schneiderwerkstatt in Frankfurt an ihrer Zukunft. (Seite 52)



ZUM TITEL

Nicole Arieno wurde von Markus Jans in der Nähe von Fontainebleau fotografiert. Sie trägt das Kleid Aeolian von Iris van Herpen Couture.

18 KARL LAGERFELD 56 OLIVIA REYNOLDS 72 CLAIRE FOY 78 DJ HELL 82 HEMSLEY + HEMSLEY

DESIGN Diese Neuheiten von der Orgatec machen das Büroleben bunter. *Seite 32*

MODE Auf den Laufstegen sind immer mehr dunkelhäutige Models zu sehen. *Seite 46*

ARBEIT DDR-Bürokratie, Stasi, Wende: Thomas Verch erzählt aus dem Leben eines Beamten. *Seite 48*

KÜCHE Höchste Zeit, das Waffeleisen hervorzuholen! Hier sehen Sie, warum. *Seite 74*

SCHMUCK Die Manufaktur Wellendorff ist mit und trotz Pforzheim groß geworden. *Seite 76*

TECHNIK Mit der Apple Watch Series 4 lässt sich prima die Zeit vertreiben. *Seite 80*

Die nächste Ausgabe liegt der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 18. November bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin

FOTOS DIETER RÜCHEL, RICARDO WIESINGER, WOLFGANG BERGMANN, KREISTELLER



Im Studio: Der Belgier Alain Gilles (Seite 34) belebt das Produkt- und Möbeldesign mit Form, Funktion und Spaß.

Gegen den Strich: Die Bilder des Malers Martin Eder (Seite 28) polarisieren. Sie rufen entschiedene Ablehnung oder begeisterte Zustimmung hervor.



HUBLOT



HUBLOT
BOUTIQUES
BERLIN • FRANKFURT • MUNICH

Big Bang Unico Red Magic.
Gehäuse aus patentierter Keramik
in leuchtendem Rot. Manufakturwerk
UNICO mit Chronograph.
Limitierte Auflage von 500 Stück.

hublot.com • f • t • i • n



Aus der F.A.Z. vom 1. November 1998: Die Mitglieder des Kabinetts von Bundeskanzler Helmut Kohl bekommen in der Villa Hammerschmidt ihre Entlassungsurkunden.

Foto Frank Röth

Vor zwanzig Jahren

Fröhlich schauen sie alle sechs nicht. Was Wunder! Sie waren die Verlierer und bekamen am 27. Oktober 1998 ihre Entlassungsurkunden als Minister vom Bundespräsidenten. Sie mussten gehen, weil am Rhein kurz zuvor Rot-Grün geflaggt worden war. Der CDU-Mann Helmut Kohl wich nach 16 Jahren dem Sozialdemokraten Gerhard Schröder. Und Kohls Minister gingen mit. Keiner wusste, was kommt, wie das mit der Zukunft nun mal so ist.

Nur einer sagte in jenen Tagen Dinge voraus. Er war Schwarz-Grün nicht auszuschließen sei, jedenfalls in den Ländern nicht. Das war Wolfgang Schäuble, der nicht auf dem Foto ist, der auch nicht zur Regierung gehörte, sondern Fraktionsvorsitzender der Union im Bundestag war. Eine kühne These war das damals, als die Grünen erstmals Bundesminister stellten und viele Schwarze diesen Vorgang mit der Sorge beobachteten, dass nun das Land untergehen werde.

Die Momentaufnahme aus der Villa Hammerschmidt hätte damals zum Ratespiel getaugt. Welcher Gesichtsausdruck deutet auf welche politische Karriere hin? Vier gucken in etwa so, wie es dann gekommen ist: ernsthaft, ruhig. Demütig, hätte Karl-Theodor zu Guttenberg gesagt. Eine Spur Ungewissheit liegt in den Blicken. FDP-Mitglied Edzard Schmidt-Jortzig (Zweiter von links) war Kohls letzter Justizminister, CSU-Mann Carl-Dieter Spranger (Vierter von links) war sieben Jahre für die Entwicklungspolitik Kohls verantwortlich, sein neben ihm stehender Parteifreund Eduard Oswald war in den letzten Monaten der Ära Kohl Bauminister. Die Frau rechts im Bild hatte Aufmerksamkeit erregt, weil sie die bis dahin jüngste Ministerin in einer Bundesregierung war: Claudia Nolte, 1966 in Rostock geborenes CDU-Mitglied, hatte vier Jahre lang das Sagen in der Familienpolitik. Großartige politische Karrieren erlebten sie danach alle nicht mehr.

Jürgen Rüttgers, links im Bild, schaut anders. Irgendwas zwischen „I have a dream“ und „I have a plan“ steht ihm ins Gesicht geschrieben. Tatsächlich sollte der 1951 in Köln geborene CDU-Politiker, der Bildungs- und Wissenschaftsminister bei Kohl war, im Frühjahr 2005 nordrhein-westfälischer Ministerpräsident werden.

Und wenige Monate später erklomm jene Frau, die auf dem Bild mit Abstand am düstersten dreinschaut, in etwa so, als hätte sie verdorbene Kohlroutaden gegessen, im Alter von 51 Jahren den Olymp der deutschen Politik. Sie wurde Bundeskanzlerin.

Rüttgers im bevölkerungsreichsten Land, Angela Merkel im Bund – sieben Jahre nach dem Entstehen des Bildes war der rot-grüne Spuk schon wieder vorbei.

Doch ein Gespann wurde nicht aus Merkel und Rüttgers. Fünf Jahre nur hielt der Ministerpräsident in Düsseldorf durch, dann verlor er die Wahl, und bald war in Nordrhein-Westfalen Rot-Grün wieder an der Macht. Angela Merkel hingegen hatte sich 2009 der SPD entledigt und sogar die Kohlsche Koalition mit der FDP wieder aufleben lassen. Die Sache gelang allerdings nicht wirklich gut, zu erfolgreich war die FDP im Bemühen, sich mit sich selbst zu beschäftigen, bis fast zur Selbstversenkung. Merkel kehrte zurück zur SPD, erst 2013, dann noch einmal 2017. Oder besser gesagt 2018, denn vorher war der Versuch gescheitert, mit der FDP und den Grünen eine Regierung zu bilden.

Wer weiß, vielleicht kommt an dieser Stelle Wolfgang Schäuble wieder ins Spiel, inzwischen Bundestagspräsident und der weise alte Mann der CDU. Gut möglich, dass die nächste CDU-Kanzlerin – oder auch der nächste CDU-Kanzler – im Bund einen Bund mit den Grünen schließt. Im Wissen um all das hätte man Angela Merkel damals, am 27. Oktober 1998, zurufen können: Kopf hoch, da kommt noch was! *Eckart Lohse*



KARL LAGERFELD LÄSST DIE KANZLERIN GRÜN ERBLÜH'N

Es grünt so grün, wenn alle Chancen flieh'n. Was soll Angela Merkel auch machen? Die SPD wird schwächer, mit der AfD kann sie sich nicht einlassen, und die FDP, die hat's ja erst im letzten Jahr vergeigt. Also muss die CDU mit den Grünen zusammenarbeiten, die überraschend stark geworden sind. Karl Lagerfeld kam die Idee mit der grün eingefärbten Bundeskanzlerin im Musée d'Orsay. Dort geht es in der Ausstellung „Picasso. Bleu et rose“ (noch bis zum 6. Januar) zwar um die Blaue und Rosa Periode des Malers. Aber die Farben sind eben sprechend. So wie in dieser Karikatur, in der das Grüne nichts und niemanden verschont: Die Jacke ist grün, das Glas ist

grün, die Bouteille ist grün, und an der Wand sind noch blass die Initiale R.H. für Robert Habeck, den Grünen-Chef, zu erkennen. Aber auch die Silhouette ist sprechend: Die Kanzlerin schaut so ratlos zur Seite und hat die Schultern so hoch gezogen wie der traurige Akrobat in Picassos „Acrobate et jeune arlequin“ von 1905. Nur fehlt links im Bild der Koalitionspartner, der in Picassos Logik ein Harlekin wäre. Die tiefere und höhere Bedeutung dieser Zeichnung ist also auch eine Warnung vor einer närrischen Grünen Periode, die Picasso nie durchleben musste. Das heißt, mit Lagerfeld gefragt: „Trinkt sie Absinth oder Gemüsesaft?“ (kai.)



Stil, Spiel, Hermès!

PRÊT-À-PARLER



IM HAAR HERRSCHT NOCH EIN DURCHEINANDER

Man muss die Haarspangen, die jetzt im Herbst für einen furchtbar großen Trend stehen (und die wir auch deshalb auf dieser Seite zeigen), nicht ausschließlich kulturpessimistisch betrachten. Klar, die Zeiten sind vorbei, in denen es für ein Selbstporträt mindestens eine weitere Person brauchte, die einen vernünftig ins Bild rückte und anwies, doch bitte mal auf elf Uhr zu schauen, und die dann im entscheidenden Moment den Auslöser betätigte. Dann der Moment im Fotoladen, wenn einem ein Umschlag mit einem Stapel Bilder überreicht wurde, man 15 Mark auf den Tisch legte und sofort begann, die Negative wie eine kleine Fotoübersicht in witzigen Farbkombinationen mit den Augen zu scannen.

Heute braucht es keine Clips, die Fotos wie diese zusammenhalten – für die übrigens unser Bild-Chef noch mal tief hinabgestiegen ist ins Fotoarchiv dieser Zeitung. Ist ja alles digital! Dafür finden die Clips jetzt anders Verwendung, im Haar, da herrscht noch Durcheinander. Geschenk, apropos Kulturpessimismus, dass etwa die Spange von Germanier (2), zu bestellen über Matches-fashion, so blitz und glänzt wie eine kleine Krone, oder dass der mit Perlen besetzte Clip von Lelet NY (4), erhältlich im Onlineshop Net-a-porter, oder die Perlen-Spange von Simone Rocha (6), über Mytheresa, Freud im Sinne der Regression recht geben würden. Geschenk auch, dass sich alles zunehmend um einen selbst dreht, und die

Haarspangen wie der kleine Kranz von Rosantica (8) oder die Haarnadel mit Kristallstern von Jennifer Behr (3), beide ebenfalls über Net-a-porter zu bestellen, auch dafür nützlich sind. Damit ist dieser Styling-Kniff übrigens eine direkte Fortsetzung des Große-Ohring-Trends und toppt ihn noch mal. Eine Logo-Haarspange wie die von Gucci (7): Muss man mehr sagen? Dagegen sind die Modelle von Saskia Diez (1) oder von Charlotte Chesnais (5) geradezu schlicht. Für witzige Selfies werden sie in jedem Fall sorgen. Und insofern ist auch alles okay mit diesem Trend. Das Streben nach guten Fotos war ja schon ein Ding, als sich noch jemand um den Auslöser kümmern musste. (jwi.)

Fotos Jana Mai



Geldermann

WAHRE SEKTKULTUR SEIT 1838

ZEIT FÜR GENUSS. SEIT 180 JAHREN.

Geldermann steht seit 1838 für deutsch-französische Handwerkskunst und wahre Sektkultur. Unsere erlesenen Cuvées reifen mindestens ein Jahr in traditioneller Flaschengärung und erhalten so ihren charaktervollen Geschmack.

Erfahren Sie mehr über wahren Sektgenuss auf www.geldermann.de





SNEAK AROUND (1) ADIDAS YUNG 1

Wenn es um Sneaker geht, sind sich die Designer so einig wie selten: Hässlich ist das neue Schön. Fette Sohlen wie in den Neunzigern sind der Schuhtrend der Saison. In der Szene heißen diese Schuhe *dad sneaker*, denn als Inspiration diente ein Modell, das früher gern von Vätern getragen wurde – oft in Kombination mit einem Adidas-Zweiteiler. Manch einer spricht dabei von Geschmacksverirrung. Aber Sneaker mit auffälligen Farbkombinationen und *chunky* Sohle sind seit einer ganzen Weile ein Trend – und spätestens jetzt führt kein Weg mehr daran vorbei.

Nicht nur Adidas, Nike & Co. verfielen der Strömung, sondern auch Luxusmarken wie Prada, Chanel und Louis Vuitton. Den Anfang machte die Pariser Marke Balenciaga mit dem Modell Triple S (leider nicht in meiner Schuh-sammlung zu finden), das 2017 zum ersten Mal herauskam und seitdem ständig ausverkauft ist. Stolz 695 Euro kostet das Kultpaar – bei Auktionen werden sogar bis zu 1000 Euro bezahlt.

Ich habe lange gebraucht, um herauszufinden, was ich von diesen „Monstertrucks“ am Fuß halten soll. Letztlich hat mich nur der Adidas Yung 1 überzeugt. Den Schuh zu bekommen war anfangs gar nicht so einfach, denn Influencer tragen den Trendsneaker rauf und runter und sorgten dafür, dass er wochenlang ausverkauft war. Tage-lang habe ich mir den Wecker auf 23.58 Uhr gestellt, um pünktlich um Mitternacht die Schuhe in meinen Warenkorb zu legen – vergeblich.

Doch schon bald kam Adidas dem Hype hinterher und brachte den Yung 1 in mehreren Farbkombinationen auf den Markt – und auch ich hatte Ende September endlich Glück bei dem Modell Frieza. Der Schuh ist Teil der Kooperation mit Dragon Ball Z. Na, wisst ihr noch? Die japanische Anime-Serie, auf die so viele Kinder in den neunziger Jahren abfuhren? Damals dealten die Kids aber



nicht mit Sneakern, sondern mit Sammelkarten auf dem Schulhof, bevor um 15 Uhr die neueste Folge „Dragon Ball Z“ auf RTL II geschaut wurde. Ich habe da übrigens nicht mitgemacht, nicht nur weil meine Mutter die Serie pädagogisch nicht wertvoll fand, sondern weil ich mein Taschengeld lieber für Diddl-Blöcke ausgegeben habe. Die Schuhe aus der Kollektion finde ich aber großartig.

Seinen Ursprung hat der Adidas Yung 1 im Falcon Dorf, einem Modell, das in den späten neunziger Jahren in Herzogenaurach entwickelt wurde. Das Makeover hat eine sehr breite Silhouette, daher fällt der Schuh eine halbe Nummer größer aus. Meine Freundin Jue behauptet, dass das Fake-News sind. Ich glaube, dass sie einfach nur komische Füße hat – die Schuhe fallen *wirklich* total groß aus! Der Yung 1 ist bequem und lässt mich mit meinen stolzen 1,67 Metern sogar größer wirken – ja: leider nur wirken, aber immerhin. Am liebsten kombiniere ich meine *ugly sneaker* zu einem schlichten Outfit, damit das Augenmerk auf die markanten Schuhe gerichtet ist. Allerdings sehe ich klobige Sneaker auch immer wieder in Kombination mit gewagteren Outfits. Falls ihr also super hip sein wollt, tragt eure Nineties-Sneaker jetzt zum schicken Anzug oder zu bunten Kleidchen. Aber auf keinen Fall im Fitness-Studio: Verletzungsgefahr! *Aylin Güler*



Frohe Botschaft: Das Illuminationsprojekt „Dona nobis pacem“ verwandelte den Kölner Dom in ein Mahnmal gegen den Hass.

LICHT FÜR DIE WELT

An diesem Sonntag vor 100 Jahren war das Töten endlich vorbei: Der Waffenstillstand nach dem Ersten Weltkrieg trat in Kraft. Das Datum war der Impuls für eine Bewegtbild-Projektion in Köln, die an den Tod und die Schrecken erinnerte, die der Krieg hinterließ, an Verwundete, Traumatisierte, Hinterbliebene – und die ewige Sehnsucht der Menschen nach Frieden. An fünf Abenden im September wurden großformatige Bewegtbilder auf die Südfassade des Doms projiziert. Das Lichtspiel der Medienkünstler Hartung & Trenz unter dem Motto „Dona nobis pacem“

(Gib uns Deinen Frieden) sollte eine Brücke schlagen zwischen Damals und Heute und ein Zeichen setzen gegen Hetze und Gewalt. 19 Projektoren verwandelten den Dom bis zur Spitze in 157 Meter Höhe in eine Leinwand für Botschaften des Respekts, der Toleranz, der Menschlichkeit. So entstand ein Leuchtturm des Friedens. 150.000 Menschen wollten ihn sehen. „Ich bin überwältigt von der Resonanz“, sagte Dompropst Gerd Bachner. „Auch Menschen, die der Kirche sonst eher fern stehen, haben sich begeistert gezeigt und uns für unsere Initiative gedankt.“ *(nle.)*

PRÊT-À-PARLER

MIT GRUND GUT ERHALTEN

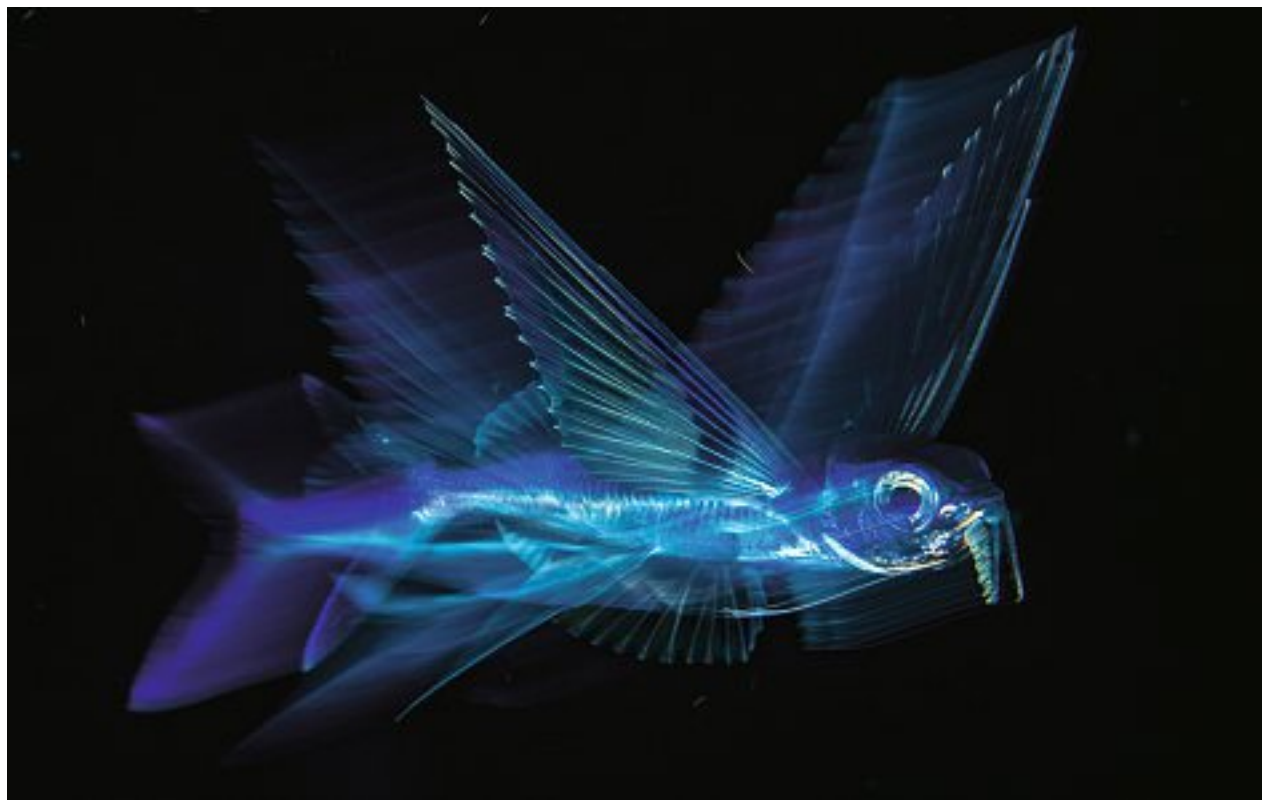
Wissenschaftler des Black Sea Maritime Archaeology Project (MAP) haben eines der ältesten intakten Schiffe im Schwarzen Meer entdeckt. Die Forscher nehmen an, dass es vor rund 2400 Jahren vor der Küste Bulgariens gesunken ist. Die Radiokohlenstoffdatierung einer kleinen Probe habe bestätigt, „dass es das älteste der Menschheit bekannte intakte Schiffswrack ist“, hieß es Ende Oktober. Das etwa 23 Meter lange Handelsschiff sei womöglich von den Griechen erbaut worden. Das schließen die Wissenschaftler unter anderem aus dem Design. Alle Masten, Ruder und Ruderbänke seien noch vorhanden und gut erhalten. Der Fund könnte das Verständnis von Schiffsbau und Seefahrt der Antike verändern, sagt Forschungsleiter Jon Adams. Solche Schiffe seien bislang nur auf griechi-

schen Keramiken zu sehen gewesen. Bergen will man das Schiff vorerst nicht, auch über die mögliche Ladung ist noch nichts bekannt. Das Meer ist an der Fundstelle mehr als zwei Kilometer tief. Artefakte überdauern dank anoxischer Wasserschichten im Schwarzen Meer länger und besser als in anderen Gewässern. In diesen Schichten liegt Sauerstoff nur in gebundener Form vor, beispielsweise aus Kohlenstoffdioxid, Nitrat oder Sulfat. Wegen dieser Sauerstoffarmut werden organische Überreste wie Holz nicht vollständig zu Kohlenstoffdioxid und Wasser oxidiert. Das MAP kartiert den Boden des Schwarzen Meers mit Sonar-Messtechniken und ferngesteuerten Unterwasserfahrzeugen. Erwa 60 Wracks hat das Projekt schon entdeckt. Aber so alt war bisher keines. *(jant.)*



FOTOS: AYLIN GÜLER, IMAGO, EPA





Michael Patrick O’Neills Bild „Nachtflug“ (oben) gewann in der Kategorie „Unterwasserwelten“, der Inder Arshdeep Singh wurde mit dem Foto „Rohrverzieher“ als bester junger Naturfotograf (zehn Jahre und jünger) prämiert, und Marsel van Oosten erhielt für „Das Goldene Paar“ den großen Preis in der Kategorie Tierporträts.



BILDNIS DER WILDNIS

Es sieht fast aus, als würden die beiden Goldstumpfnasenaffen nur für das Bild innehalten. Tatsächlich verfolgten sie gerade einen Streit zweier anderer Männchen, als der Niederländer Marsel van Oosten sie im Qin-Ling-Gebirgszug in China fotografierte (unteres Bild). Eine „symbolische Erinnerung an die Schönheit der Natur“ sah die Jury des Wettbewerbs Wildlife Photographer of the Year darin

– und kürte von Oosten zum Naturfotografen des Jahres. Nun sind die 100 besten Bilder der Prämierten und lobend Erwähnten vom 24. November bis 31. März im Westfälischen Pferdemuseum Münster zu sehen. Wer das nicht schafft, kann in Ruhe zu Hause nachblättern. (nle.) Natural History Museum (Hg.): Wildlife. Fotografien des Jahres – Portfolio 28. Knesebeck, 35 Euro.

DER OSTFRIESENWITZ WIRD 50 JAHRE ALT

Neulich sagte mir ein Freund anlässlich meines Geburtstags: „Mögest Du so alt werden wie deine Witze!“ Trotzdem müssen wir noch einmal auf die ollen Ostfriesenwitze zurückkommen, aus mehreren Gründen. Wer in Deutschland kannte Ostfriesland vor der Ostfriesenwitzwelle? Fast niemand. Noch wichtiger: Der Ostfriesenwitz entstand in Westerstede – und zwar an unserem Gymnasium.

Im Herbst des Jahres 1968 machte eine Klasse des Gymnasiums Westerstede eine Fahrt nach Berlin. Die Schüler kamen überwiegend aus Westerstede (Ammerland) und aus Remels (Ostfriesland). Während der langen Busfahrt, in der Jugendherberge und in den Kneipen kam es zu überwiegend freundschaftlichen Frotzeleien zwischen den Westersteder und den Remelser Schülern. Dabei trat viel altersspezifischer Schülerhumor zutage. Unter anderem – wohl angeregt durch die Nähe der DDR – wurde die „Autonome Volksrepublik Ostfriesland“ ausgerufen.

Seit eh und je gibt es zwischen den Einwohnern benachbarter Regionen Rivalitäten, und man macht sich übereinander lustig. Ein Beispiel? Ein Pfälzer: „Wohin gehören die Pfälzer?“ – „In die Pfalz.“ – „Und wohin gehören die Saarländer?“ – „In die Saar.“ Die Frotzeleien während der Klassenfahrt standen also in guter Tradition – und sind der erste nachweisliche Ursprung der Ostfriesenwitze.

Denn kurz darauf begann einer der Teilnehmer, der Schüler Borwin Bandelow aus Westerstede, mit einer Artikelserie in der Schülerzeitschrift „Der Trompeter“. Überschrift: „Aus Wissenschaft und Forschung“. Einige Ideen übernahm er von der Klassenfahrt, andere dachte er sich aus, und wieder andere entnahm er verschiedenen Quellen. Da wurde zum Beispiel mit pseudowissenschaftlichem Ernst von seltsamen Menschen und Tieren berichtet, vom „Homo Kilroyensis“, der nur aus einem großen Kopf mit zwei Beinen bestand, vom „Dahü“, der links und rechts verschieden lange Beine hat, damit er besser auf dem Deich laufen kann. Auch von einem mysteriösen „Missionars-eintopf“ war die Rede. Diese Artikelserie, die Ende 1968 begann und Anfang 1969 abgeschlossen war, trat nun etwas los, das so schnell nicht wieder einzudämmen war.

Man zählt den Ostfriesenwitz zu den „Dummenwitzen“ („dumb jokes“). Dieser Witztyp hat eine lange Tradition. Es gab ihn schon im klassischen Griechenland, und so gut wie in jedem Land der Erde macht sich ein Teil der Bevölkerung über einen anderen lustig und stellt ihn als dumm, ungebildet und hinterwäldlerisch dar. Manche aktuelle Ostfriesenwitze sind nur Varianten alter Dummenwitze. Es gibt aber auch ganz neue und originelle Exemplare. Frage: „Welche Forderung der Französischen Revolution hat den Ostfriesen sofort eingeleuchtet?“ – „Lieber Tee.“

Die schnelle Ausbreitung des ostfriesischen Dummenwitzes zu Beginn der siebziger Jahre hatte mehrere Gründe. Das Potential lag in der Luft, vorbereitet vor allem durch die Polenwitze in den Vereinigten Staaten und die Irenwitze in England. Die kurze Form und die Frage-Antwort-Form begünstigte die schnelle Verbreitung. Und die Artikelserie im „Trompeter“ kam schnell in die richtigen Hände: Studenten und Soldaten griffen sie auf, dann auch regionale Rundfunkredakteure und Diskjockeys. Nur anderthalb Jahre nach dem Auftauchen der ersten Ostfriesenwitze hatten viele Zeitungen und Zeitschriften über das neue Phänomen berichtet. Dabei wurde nicht mit Vokabeln wie „Seuche“, „Epidemie“ und „Bazillus“ gespart. Sogar die „New York Times“ berichtete darüber.

Wer jetzt schon die ganze Zeit auf neue alte Witze gewartet hat, den wollen wir nicht enttäuschen. Ein ostfriesischer Bauer kommt in die Stadt, um einzukaufen. Als er vor einem Kaufhaus steht und hineingehen will, weiß er nicht, wo er sein Pferd lassen soll. Er schaut sich um, aber nirgends sieht er eine Abstellmöglichkeit. Da wendet er sich an einen Passanten: „He! Kannst du mien Peerd woll eben fasthollen?“ – „Bitte?“ – „Kannst du mien Peerd woll eben fasthollen?!“ – „Bitte?“ – „Ich hab’ Sie auf Plattdeutsch gefragt, ob Sie mein Pferd wohl eben festhalten können!“ – „Und ich hab’ Sie auf Plattdeutsch gefragt: Beißt er?“

Na ja, die echten Ostfriesenwitze sind eher so flach wie das Land. Warum führen die Ostfriesen in einem Brautzug einen Mistwagen mit? Damit die Fliegen nicht an die Braut gehen. Warum ist in Ostfriesland die Luft so frisch? Weil die Ostfriesen nie die Fenster aufmachen. *Wiard Raveling*

Wiard Raveling, Ostfriesen und einst Lehrer am Gymnasium Westerstede, ist Autor des Standardwerks „Die Geschichte der Ostfriesenwitze“.

FOTOS MICHAEL PATRICK O’NEILL, ARSHDEEP SINGH, MARSEL VON OOSTEN/WILDLIFE PHOTOS OF THE YEAR 2018

Seit über 240 Jahren
betten wir deine Füße.
Jetzt bist du dran.



Erfahren Sie mehr über unsere Betten, Matratzen und Lattenroste unter [birkenstock.com](https://www.birkenstock.com)

BIRKENSTOCK®
Tradition since 1774.



Ist Street-Style in der Krise? Viele Frauen lassen sich von Marken bezahlen, viele Looks sind aufgedonnert, viele Posen wirken nur noch wie – Posen. Aber Xandra M. Linsin, die das Schauspiel vor den Schauen beobachtet, findet weiter die richtigen Gesichter. Von links im Uhrzeigersinn: Beatrice Gutu, Tes Linnenkoper, Blanca Miró, Sarah Harris, Joséphine Le Tutour. Sarah Harris erkennt man sogar von hinten – eine Krise sieht anders aus. (*kai.*) Fotos Xandra M. Linsin

FACEBOOK IST NOCH DA – MIT INSTAGRAM

Dem größten sozialen Netzwerk der Welt laufen die Jugendlichen weg. Das zeigt eine Studie der Investmentbank Piper Jaffray. Nur 36 Prozent der amerikanischen Jugendlichen zwischen 13 und 19 Jahren gaben an, Facebook im vergangenen Monat mindestens einmal genutzt zu haben. Bei der Umfrage ein Jahr zuvor war Facebook mit 45 Prozent noch viel beliebter. Sogar Twitter wird mehr genutzt.

Facebook-Gründer Mark Zuckerberg muss sich dennoch keine Sorgen machen um seine Prognosefähigkeiten und seine Finanzen. Die Jugendlichen hängen nämlich stattdessen auf Instagram ab – und Zuckerberg hatte den im Jahr 2010 gegründeten Bilderdienst schon 2012 vorausschauend übernommen. Mit einer Nutzungsquote von 85 Prozent liegt Instagram knapp vor Snapchat.

Warum Facebook so unbeliebt ist, wurde zwar nicht gefragt – das kann man sich aber denken. Denn das soziale



Mark Zuckerberg verliert bei Facebook die Jugendlichen – dafür laufen sie ihm bei seinen anderen Plattformen wieder zu.

PRÊT-À-PARLER

Netzwerk ist vor allem bei Menschen über 50 beliebt, wie der Social-Media-Atlas zeigt. Und welcher Jugendliche will schon die Fotos vom ersten Rausch, der ersten Liebe oder dem heimlichen Schulschwänzen auf der Plattform posten, auf der auch die eigenen Eltern unterwegs sind?

Zudem sind Stars wie Selena Gomez oder Cristiano Ronaldo längst zu Instagram abgewandert. Und während viele Influencer ihren Facebook-Account höchstens halbherzig pflegen oder dort gar nicht erst vertreten sind, geben sie in den Instagram-Stories liebend gern intime Details aus ihrem Privatleben preis und erleichtern den nicht gerade zahlungskräftigen Jugendlichen mit Rabattcodes den Zugang zu überpreuerten Markenprodukten.



Jack Dorsey hat mit Twitter zwar Facebook bei amerikanischen Jugendlichen überholt – aber der Rest der Welt ist skeptischer.

Der Trend zeichnet sich übrigens auch in Deutschland ab. Laut einer Studie des medienpädagogischen Forschungsverbunds Südwest nutzen im Vergleich zu Facebook dreimal so viele Jugendliche Instagram regelmäßig auf ihrem Smartphone. Allerdings ist die App mit 39 Prozent hierzulande noch längst nicht so verbreitet wie in den Vereinigten Staaten. Die deutschen Jugendlichen hat Mark Zuckerberg trotzdem längst in der Tasche: 88 Prozent von ihnen nennen Whatsapp als wichtigste Anwendung auf ihrem Smartphone. Und der Plapperdienst gehört seit 2014 zu Facebook. Was das nächste Trend-Netzwerk wird, das erfährt man also noch immer von dem altbekannten Facebook-Gründer. (*jant.*)



Kevin Systrom hat Instagram früh an Facebook verkauft. Er selbst ist nun raus – und Zuckerberg freut sich über den Zuwachs.

FOTOS BLOOMBERG VIA GETTY

Machen Sie es persönlich.

AAACHEN-EILEND, Krüttgen Haus der Wohnkultur
ARNSBERG Wiethoff Einrichtungshaus
ASCHAFFENBURG Möbel Maidhof
ASPERG Knapp Einrichtungen
BERGISCHE GLADBACH Patt Einrichtungen
BERLIN Oliver Kuhnert
BERLIN Kusan Einrichtungshaus
BERLIN Lakeside Interiors
BONN HSB Heubo
BONN Loft Designmöbel
BRAUNSCHWEIG Möbel Homann
BRAUNSCHWEIG Wohndesign Art
CELLE WESTERELLE Wallach Möbelhaus
DETMOLD ergonomie
DORSTEN-WULFEN Wohn Centrum Wulfen
DRESDEN ProSitzten-Studio
DUSEL DORF Multibrand im Stilwerk
ESSLINGEN Profil Einrichtungen
ETTINGEN Haug Wohn-Design
FRICKENHAUSEN Single Möbelforum
FRIEDBERG Segmüller
GEORGMARIENHÜTTE Dransmann B. jun.
GÖTTINGEN Einrichtungshaus Günther
GÖTTMANNINGEN Impuncto Küchen
GROSSGERAU Möbel Heidenreich
HALTERN AM SEE Möbel Döbber
HAMBURG Marks Einrichtungen
HAMBURG hülsta-studio Scharbau
HANAU Möbel Eckrich
HANNOVER GARBSEN Möbel Hesse
HELBRONN Fromm
HEMMINGEN Westerfeld Möbel Böhm
HERXHEIM Einrichtungshaus Weber
HERZOGENRATH Krychowski Einrichtungen
HIDDENHAUSEN Ottensmeyer Wohndesign
HOF/SAALE Sitte Einrichtungshaus
ILLINGEN Möbelhaus Dörrenbacher
ILSFELD Jäger-Einrichtungen
KAARST Hügen Raum & Design
KASSEL Wohn-Fabrik
KIEL Dela Möbel
KÖLN Pfannes & Vinnich
KÖLN MARS DORF Tesser
KORNWESTHEIM Die Einrichtung Kleemann
KREFELD DI by Sascha Haag
KREFELD Feldmann
KREFELD Küstermann
KRONACH Wohnstudio Vivere
KUNZELSAU BAISSEICH Einrichtungshaus Schmezer
LANGENFELD W & A Wohnen
LANGENWEISSBACH Tuffner
LASTRUP Kösters
LAUCHRINGEN Möbel Dick
LEINFELDEN Wohndekor Müller
LÜBECK INFORM Einrichtungen
MANNHEIM Westfall Möbel Pesch
MAULBURG Einrichten Schweigert
MÜNCHENGLADBACH Telmann Einrichten
MÜNCHENGLADBACH Frank Zimmermanns
MONTABAU A-M-S Möbel
MÜLHEIM AN DER RUHR Partenheimer
NEUWIED Die Wohnfabrik - Möbel May
NORDHORN Buittkamp
OLDENBURG Möbel Weirauch
OLPE-LÜTRINGHAUSEN Möbelhaus Zeppenfeld
PARSDORF Segmüller
PFORZHEIM Dieter Horn
PULHEIM Segmüller
RIETBERG Knaup Individuelles Wohnen
SCHWEINFURT Wohnkultur Müller
SENDELINGEN Hofmeister Wohnzentrum
SENDELINGEN Mornhinweg
SOLINGEN Möbel Denzky
SPEYER Richard maurer wohndesign
STADTHAGEN Q&B "The living company"
STOCKACH Wohnparc Stumpp
SUNDERN Haus der Wohnkultur
SYKE Wagner Wohnen
VOERDE Wohnwelt Fährnenbrück
WAGGASSEN Möbel Merschett
WEINSTADT Ebner Wohnkultur
WEITERSTADT Segmüller
WETZLAR Möbel Schmidt
WIESLOCH Weckesser Wohnen
WUPPERTAL Audio 2000 - T. Chodak

leolux Design Center
Elbestraße 39
47800 Krefeld (NRW)
www.leolux.de

Sofa: **Bellice** (Beck design)

leolux
Just imagine

IM GARTEN EDER

Zwischen Renaissance und Motorhaubenkunst: Der Maler Martin Eder macht es weder sich selbst noch seinen Betrachtern leicht.

Von Rose-Maria Gropp, Fotos Gregor Hohenberg

Über den deutschen Maler Martin Eder ist schon so viel gesagt worden, dass einem ganz schwindlig werden kann. Zwischen fast feindseliger Ablehnung seiner Bilder und begeisterter Zustimmung gibt es eigentlich nichts. Gleichgültig scheinen sie niemanden zu lassen, der sich in ihre Nähe wagt. Es lässt sich mutmaßen, dass es dafür eine halbwegs rationale Ursache gibt: die polarisierende Kombination von exzentrischer Wahl der Sujets und altmeisterlicher Kunstfertigkeit.

Wer also ist Martin Eder, der über sich selbst sagt: „Die Ikonographie ist hart an der Grenze zwischen Motorhaubenbemalung und Renaissance“? Womit er seine Sache präzise trifft. 1968 in Augsburg geboren, studierte er zunächst dort an der Fachhochschule Kommunikationsdesign bis zum Diplom. Danach ging er an die Akademie der Bildenden Künste Nürnberg, dann an die Gesamthochschule Kassel, ehe er von 1996 bis 1999 an der Hochschule für Bildende Künste in Dresden weitermachte, wo er bis 2001 blieb, als Meisterschüler von Eberhard Bossler. Im weitesten Sinn ließ sich Eder damals dem Kreis der Neuen Leipziger Schule zurechnen, als er gleich nach Abschluss seines Studiums zum Shooting-Star avancierte.

So hieß 2004 eine Ausstellung im Kunstverein Lingen „Die Kalte Kraft“. Was für ein Titel! Der Windhauch des Verruchten wehte den Betrachter an, von Schoßtieren und meist sehr jungen Frauen her, faszinierend in der Zweideutigkeit des Wortes. Perfekt gemalt oder aquarelliert, von hoher Delikatesse und selten gesehenem schlechten Geschmack. Daraus schuf der Künstler seine Melange, die er auf immer größere Formate bannte. Die Türen zu den Salons der Sammler öffneten sich ihm sperrangelweit. Das *enfant terrible* überm heimischen Sofa, willkommen!

Als er 2015 seine Serie „Those Bloody Colours“ ausstellte, huldigte er fast sanftmütig erschöpften Kriegerinnen, manche noch in Teile ihrer Rüstungen gehüllt, die mit ihrem Kampf um die Herrschaft aber noch nicht am Ende sind. Sie sind die „schöne“ Seite der trügerischen Fiktion, des Wunschdenkens im Zeichen der Fahne blutiger Phantasien. Der Titel, zunächst nur lose mit den Bildern verknüpft, kann, spürt man ihm nach, etwas wie ein Motto zu Eders künstlerischem Feldzug sein: „Let our bloody colours wave! / And either victory, or else a grave!“ Shakespeare, ein Zitat aus „Heinrich IV.“ Und, seines Zusammenhangs beraubt, ziemlicher Schlachtenkitsch.

Vor Eders Bildern ereignet sich die Katastrophe gemeinhin im Hirn des Betrachters, in zwei diametral auseinanderstrebende Richtungen. Nicht wenige fühlen sich vor den Kopf gestoßen, in ihrem ethischen Empfinden gekränkt. Ganz unverständlich ist das nicht. Aber auch nicht ganz neu in der Kunst. Dabei würde Eder von sich selbst gar nicht sagen, dass Provokation seine Absicht ist.

Stuhl vor „Psyche“
(2009/2018)

Die Hand des Malers
bei der Arbeit



ALLE GEMÄLDE © COURTESY GALLERY EIGEN+ART LEIPZIG/BERLIN, VÖ BILD-KUNST, BONN 2018

Martin Eder nimmt sich bei der Arbeit in seinem Atelier in Berlin alle Freiheiten. Im Hintergrund „More Stars than Skies“ (2012/2018).



„Haunting“
(2007/2018)

IM GARTEN EDER



„Lunacy“ (2018)
„The Spectrum“
(2013/2018),
„The Earth Sphere“
(2014/2018)
„Gateways to the
Galaxies“ (2018),
„Paradise“ (2018)

Vielmehr will er, aus seiner künstlerischen Perspektive, die untergründigen Zusammenhänge offenlegen zwischen allgegenwärtiger Manipulation und desaströser Verkitschung. Dafür muss er das böse Spiel ein Stück weit mitspielen: „Ich bin angetreten, mir die dümmsten Motive auszusuchen, um Allgemeinplätze zu füllen und Bilder herzustellen, die jeder versteht.“ Damit gehe es aber erst richtig los; denn jetzt gehe es um „die Szenerie, die Dramaturgie“. Das sagt er im Kataloginterview zur aktuellen Ausstellung „Parasites“ in der Londoner Newport Street Gallery.

Versuchen wir eine Annäherung an den Maler Martin Eder. Da sind diese Kätzchen, Häschen, Hündchen, oft in irritierend intimmem Rapport mit jungen Frauen. Aber die Viecher sind in ihren Dimensionen aus den Fugen geraten; niedliche Kätzchen schwellen riesig an, das Katzenvideo in der apokalyptischen Version. Sie beherrschen die Leinwand, gucken wie Monster aus ihr heraus, manchmal furchtbar anthropomorph. Oder es ruht, wie auf einem klassischen Doppelporträt der Historie, menschengroß zierlich, Pfötchen nach vorn, ein King-Charles-Spaniel neben einer gitarrespielenden Frau auf einer Couch. Der Kitsch wird monströs, bedrohlich. Gemalt hat Eder die Bilder in höchster Perfektion. Bei aller oberflächlichen Absurdität fordern sie einen gewissen Ernst für sich ein.

Auf die Frage nach Künstlern, die er persönlich schätze, zögert er. Er nennt André Breton, weniger als bildenden Künstler denn als Vorbild in seiner „Lebenshaltung“, Bretons ausgelebten Selbstentwurf. Die Affinität zum Surrealismus hat auch mit der verwirrenden Wirkung von Eders Arrangements zu tun, ihrer vagen Verwandtschaft zu Magrittes Vexierbildern. Und da ist Salvador Dalí, der seine Virtuosität auf traumschwere Visionen verwendete – und nicht selten lächelt die Ironie eines Francis Picabia. Überhaupt bedient sich Eder (und das ist kein Makel, im Gegenteil) mit rigorosem Durchgriff bei seinen Vorläufern aller Epochen: Von der Romantik nimmt er sich die Melancholie unerlöster Geschöpfe so gut wie das sinistre Grinsen der Schwarzen Romantik.

Den Barock, als Attitüde nicht zuletzt in der Farbigkeit seiner Bilder, lässt er mit der Burlesque flirten. Selbst für die Serie der „Ass-Paintings“, die zwischen hyperrealistischer Zumutung und forciert Ästhetik des Hässlichen in ihren Farben schillern, gibt es Vorgänger. Die Düpierung des schönen Scheins an dieser Stelle geschieht schon bei Félix Vallotton, dessen um 1884 gemalte „Étude de fesses“ 2007/08 in Zürich und Hamburg ausgestellt war. Auch Vallottons befremdliche Frauendarstellungen sind bis heute umstritten. Eder ist ein unerhört aufmerksamer Beobachter und ein verwegener Spieler mit den Versatzstücken, die er keinesfalls zufällig verbaut in seinen Kompositionen; er kennt sich aus in der Kunstgeschichte.

Die „Parasiten“ sind für Eder keine homogene Gruppe, sondern eine vielgestaltige Sippschaft. Manche Exemplare dieser Spezies lungern auch auf seinen Leinwänden herum. Parasitär sind ihm Stumpfsinn und Dummheit; das „Ego Branding“ auf Instagram ist ihm Beleg dafür. Auf die Frage „Du malst, um gesehen zu werden?“ antwortet er freilich im Katalog: „Ja, ich glaube schon. Ich male für andere Menschen.“ Und für die anderen Leute spielt er gelegentlich auch den klugen Narren. Im Magazin der „Süddeutschen Zeitung“ wurde er im „Interview ohne Worte“ gefragt: „Wie stellen Sie sich Gott vor?“ Auf dem Foto, das die Antwort gibt, hat er ein Tilaka auf der Stirn wie die Hindus, dort, wo das dritte Auge als energetisches Zentrum sitzt. Shiva steht Pate, zugleich deutet der ein wenig zerlaufene Tropfen eine Stigmatisierung an – religiöser (nicht blasphemischer) Rest, der auf die Auserwähltheit, die Zerbrechlichkeit des Künstlers verweisen mag.

Von Eder hängen jetzt 40 Bilder aus 15 Jahren in der Newport Gallery. Weil aber kaum noch Werke in seinem Besitz sind, hat er manche gewissermaßen sich selbst nachgeschaffen und sie mit Hilfe seiner Skizzen, Vorlagen und Notate aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit überführt. Rückdatieren wollte er nicht, lieber ehrlich sein, daher die Doppeldatierungen. Die Fotos aus seinem Atelier in Berlin von Gregor Hohenberg zeigen ihn sehr eindringlich bei der Arbeit an aktuellen Gemälden. Dass in ihnen auch ein Tribut an die Nachfrage im Kunstmarkt liegt, für den sie nun bereitstehen, würde er bestimmt nicht bestreiten. „Letztendlich bin ich der Parasit, von dem ich spreche“, sagt er. „Ich sitze genauso auf einem Wirt. Aber vielleicht bin ich wenigstens ein Parasit, der ein Bild malt, während er seinen Wirt aussaugt.“ Vielleicht ist Martin Eder ein sehr zeitgenössischer Künstler, der es weder sich selbst noch seinen Betrachtern einfach macht. ▶



In London fühlt sich Martin Eder wohl.



Die Stadt fordert ihn zu erhöhter Konzentration heraus.

EDER IN LONDON

Noch bis zum 13. Januar läuft in der Newport Street Gallery in London die Ausstellung „Martin Eder: Parasites“. Es geht also nicht ums „Paradise“, sondern ums Parasitäre in Kunst und Leben. In seiner bisher größten Einzelausstellung zeigt der Berliner Künstler neue Gemälde, alte Gemälde und neue alte Gemälde. Denn als parasitär sieht er auch sich selbst, wenn er längst verkauften Gemälden weitere Varianten hinzufügt. „Ich suche im Schmutz nach der Schönheit“, sagt Eder im Interview mit Thomas Girst, das im Katalog abgedruckt ist. Die Galerie weist darauf hin, dass die Ausstellung „work of a sexually explicit nature“ enthält.



Temp
Das Münchner Studio Relvöokellermann hat für Gumpo einen Stehtisch zum Zusammenklappen entworfen, den man einfach hinter sich herziehen kann.



Appia
Der Schweizer Christoph Jenni hat seinen 2014 bei Maxdesign erschienenen Stuhl noch einmal überarbeitet. Nun glänzt er in Aluminium und hat zudem Zuwachs bekommen: Neu in der Familie ist der Barhocker.



Cerle
Dieser Sessel des Studios Lievore Altherr (Poltrona Frau) ist für den Chef gedacht. Das hier gezeigte Modell President hat eine höhere Rückenlehne und ist noch luxuriöser als das Modell Executive. Die weichen Sitzpolster in der starren Lederschale kommen ohne Nähte aus.



Moving Stool
Marcel und Patrick Frick sollen neue Workshop-Formate fürs Weltwirtschaftsforum in Davos entwickeln. Sie holten den Schweizer Designer Jörg Boner hinzu. Herausgekommen ist ihr Unternehmen Moving Walls und unter anderem dieser leichte Hocker aus wiederverwertbarem Formvlies.



Unit
In Produktion sollte das Regal nicht gehen. Doch als es einmal auf einer Messe stand, wollten es viele haben. So brachte Flötotto das einfach verschraubte Metallregal, das es in vielen Farben gibt, doch noch heraus.

BÜRO NACH MASS

Die Messe Orgatec in Köln stellte im Oktober neue Arbeitswelten aus. Wir zeigen die schönsten Neuheiten.

Von Peter-Philipp Schmitt



Huddle
Auf kleinen Ästen scheint dieser Sessel des spanischen Designers Santiago Sevillano zu schweben. Er findet Platz in jeder Ecke, passt aber nach Angaben des Herstellers l'abbate auch in Lobbys, Wartehallen und Konferenzräume. Der Sessel muss auch nicht ganz alleine stehen: Er ist Teil eines modularen Sitzsystems.



Tama
Schreibtisch und Skulptur zugleich ist dieser Entwurf des Wiener Designer-Ateliers Eeos (Walter Knoll). Das hölzerne Furnier wurde mit einem neuen Vakuumverfahren um die Rundungen gezogen, die Wangen bestehen aus Bronze.

FOTOS: HERSTELLER



Stand Up
Der Beistelltisch des Designers Thomas Schnur aus Köln lässt sich wie bei einem Kindersteckspiel verändern. Ohne Holzabdeckung wird der Tisch (Objekten Systems) zum Tablett, das man herumtragen kann.



Cila Go
Auch dieser Sitz ist beweglich, er steht auf kleinen Rollen. Das Studio Lievore Altherr (Alberto Lievore und Jeannette Altherr) in Barcelona hat eine Lernecke für den italienischen Hersteller Arper entworfen. Der obere Teil lässt sich abnehmen, der untere mit Stauraum für Bücher, Laptop, Tasche wird zum Hocker.



Jam
Das Regal von Rudolph Schelling Webermann aus Hannover (Normann Copenhagen) kommt ohne Schrauben und Werkzeuge aus. Die Böden werden einfach über Keile gedrückt, Schwerkraft und Reibung halten das Ganze dann zusammen.



Soft Work
In Großraumbüros wird selbst ein Sofa noch zu einem Arbeitsplatz. Oder wie die Designer Barber & Osgerby aus London über ihren Entwurf (Vitra) sagen: „Mit mobiler Technologie braucht man einen Ort zum gelegentlichen Sitzen oder gemütlichen Abhängen.“ Voilà!



Mono
Der Arbeitsplatz der Designer Uli Budde und Ivan Kasner (Arco) ist für eine Person ausgelegt. Sie hat alles in Reichweite, selbst an einen Platzhalter für die Tasche ist gedacht. Zudem sind alle verwendeten Materialien wiederverwertbar: Schaum, Stahl und Holz.



Lisa
Einen Stuhl wie aus den Fünfzigern hatte Marcello Ziliani vor Augen, als er sich für Scab Design ans Werk machte. Wer es glänzender mag, kann das gebogene Metall auch in Messing-Optik haben.



D 1
Stefan Diez, Designer aus München, hat für seinen Stuhl (Wagner Living) das Gelenk unterm Sitz, Dondola genannt, weiterentwickelt. Nun bewegt sich auch der Rücken unabhängig, der Stuhl ist weniger Korsett, bietet aber mehr Entlastung für die Wirbelsäule.



Beam
Als Tom Chung aus Toronto ein Haus renovierte, suchte er nach einer Lampe, die in zwei Räumen zugleich Licht spenden könnte. Er fand sie nicht und entwarf Beam (Muuto), die beidseitig leuchtet. Sie ist dimmbar, der Sockel 350 Grad drehbar.



TYP 550
Die bewegliche „Lenklampe“ von Curt Fischer feiert im nächsten Jahr 100. Geburtstag. Midgard präsentiert sie schon jetzt mit einem Langschirm.



Tibia
„Dieser Sessel“, sagen Claudia Kleine und Jörg Kürschner, „umarmt seinen Benutzer.“ Das Designerduo aus Grünwald, das sich Formstelle nennt, ließ sich zu den weichen Polstern seines Sitzes (Leolux LX) von lässigen Kleidungsstücken wie Hoodies inspirieren.

Als Alain Gilles die alte Halle das erste Mal betrat, hausten in ihr nur ein paar Katzen. Das Dach war kaputt, die Fenster waren es auch. Das war vor 19 Jahren. Alain Gilles war begeistert von seinem Hinterhof-Fund. Eigentlich suchte er nach einem Loft, doch Loftwohnungen habe es damals in ganz Brüssel nicht gegeben. Mit Glück war er schließlich auf das schon seit 15 Jahren leer stehende Gebäude gestoßen, in dem sich einmal eine Werkstatt befand. Wo einst Pelzmäntel genäht wurden, lebt und arbeitet Alain Gilles heute: Im Erdgeschoss befindet sich sein Studio, in den Stockwerken darüber wohnt er mit seiner Familie. „Wir sind hier mitten in Brüssel und sehen nicht einmal eine Straße.“

Alain Gilles hat den Charakter des alten Gebäudes, das in Schaerbeek liegt, einer der 19 Gemeinden der Region Brüssel-Hauptstadt, weitgehend erhalten. Er findet, das 600 Quadratmeter große Hinterhaus sehe aus wie eine Scheune, wenn auch eine aus Beton, Ziegeln, Glas und Metall. Er mag die Ruhe und den Blick ins Grüne – im Hinterhof stehen einige Sträucher und Bäume. Zugleich, sagt er, brauche er die Stadt, die Energie, die Menschen. Und die Gewissheit, „dass etwas passiert, wenn ich hinausgehe“.

In Schaerbeek passiert viel, was auch damit zu tun hat, dass drei Viertel der Einwohner einen Migrationshintergrund haben. Der Designer sucht auf den Straßen nach Inspiration, egal ob sie von den Einwanderern aus Marokko ausgeht, von den Jugendstil-Bauten entlang der Chaussée de Haecht oder vom berühmtesten Sohn der Gemeinde: dem Chansonnier Jacques Brel.

Alain Gilles wurde 1970 in Brüssel geboren. Er ist ein Kind der Großstadt. Da sein Stiefvater für die Weltbank arbeitete, zog die Familie mehrfach um. Als Jugendlicher lebte er fünf Jahre lang in der amerikanischen Hauptstadt Washington, sein Abitur machte er in Montpellier in Frankreich. Mutter und Stiefvater brachten ihn zunächst auf Abwege. Denn er sollte – und wollte dann auch – etwas „Vernünftiges“ studieren. Also begann Gilles, der sich schon früh für Kunst, Design und Architektur interessierte, mit Politikwissenschaften.

Nach dem Abschluss arbeitete er noch eine Weile an der Universität, studierte nebenher ein wenig Deutsch, ging schließlich für fünf Jahre zu J.P. Morgan. „Da waren viele junge und interessante Leute“, erzählt Gilles. „Und doch war es genau das Gegenteil von dem, was ich machen wollte.“ Auch Marketing-Management, das er noch zusätzlich studierte, war nicht das Richtige. Irgendwann schloss er mit allem ab, und seine Frau Rama, mit der er seit 2002 verheiratet ist und zwei Kinder hat, unterstützte ihn dabei. „Sie gab mir die Erlaubnis, mein zweites Leben anzufangen.“

Für Alain Gilles und seine Familie war es ein drastischer Schritt. Schließlich verdiente er im Finanzsektor gut und hatte Aufstiegschancen. Nun wollte er Designer werden. In dem Beruf kann bei weitem nicht jeder von seinen Entwürfen leben, wenn sie denn überhaupt bei einem Hersteller in Produktion gehen. Noch einmal ganz von vorne und fünf Jahre lang wollte Gilles nicht studieren, darum schrieb er sich 2002 an einer Hochschule ein, die ihm die Möglichkeit bot, sein Studium zu verkürzen – am Institut Supérieur de Design in Valenciennes in Frankreich.

EINFACH SO

Der Belgier Alain Gilles arbeitet zunächst für ein Finanzunternehmen. Mit Ende 30 erfüllte er sich seinen Traum – und wurde Designer.

*Von Peter-Philipp Schmitt
Fotos Ricardo Wiesinger*



Grafische Plastik: Gilles' Tisch Tectonic (Bonaldo) sieht von oben wie eine Blüte aus.



Spiel mit Ringen: Der Kerzenständer Orbital (XLBoom) lässt sich beliebig variieren.



Einst eine Werkstatt: In Alain Gilles' Schlafzimmer wurden früher Pelzmäntel genäht.



Für mehr Ruhe: Buzzibracks sind Raumteiler für Großraumbüros. Das Unternehmen Buzzispace stellte den Entwurf gerade auf der Orgatec vor.

Nach wenigen Monaten schon absolvierte er ein sechsmonatiges Praktikum im Brüsseler Studio des nur ein Jahr älteren belgischen Designers Xavier Lust, 2005 stellte ihn der ein Jahr jüngere Konzeptkünstler Arne Quinze in seinem Studio Quinze & Milan ein – sechs Monate vor dem Abschluss seines Studiums. Dabei hatte Alain Gilles nur nach einem Produzenten für einen seiner frühen Entwürfe gesucht und war so auf den unkonventionellen Quinze gestoßen, der sich vor allem mit phantasievollen und kontroversen Kunstinstallationen im öffentlichen Raum einen Namen gemacht hat. Lust hingegen ist das Gegenteil seines Landsmanns, ein eher klassischer Industriedesigner.

Bei Xavier Lust lernte er, wie man ein serielles Produkt auf den Markt bringt, bei Arne Quinze ging es eher um Spaß und darum, verrückte Visionen Wirklichkeit werden zu lassen. Für Gilles war die Zusammenarbeit mit zwei so unterschiedlichen Gestaltern wie ein Hauptgewinn: „Xavier und Arne waren damals die wichtigsten Designer Belgiens“, sagt er. Zweieinhalb Jahre blieb er bei Arne Quinze. 2007 machte sich Alain Gilles dann in Brüssel selbständig, so wie er es im Grunde immer gewollt hatte.

„Ohne mein erstes Leben wäre mein zweites nicht möglich gewesen“, sagt er. Im ersten habe er gelernt, sich mit allen möglichen Menschen auseinanderzusetzen. Mit Ende 30 sei er zudem erfahren genug gewesen, um zum Beispiel mit Geschäftsführern großer Unternehmen auf Augenhöhe verhandeln zu können. „Außerdem hatte ich schon Ahnung von Finanzen, Marketing und Logistik.“

Da kam ihm der erste Auftrag gerade recht: Er sollte für die französische Marke „Qui est Paul?“ eine Kollektion entwerfen. Dazu gehörte nicht nur ein Beistelltisch aus wiederverwertbarem Polypropylen, der passenderweise Metamorphosis heißt, weil er je nach Blickwinkel seine Gestalt zu ändern scheint. Der Tisch kam im Jahr 2009 auf den Markt. Alain Gilles sollte sich auch um die Neuaufstellung und Vermarktung des erst zehn Jahre alten Unternehmens kümmern.

Sein erstes Leben wirke bis heute nach, sagt Gilles. Auch zu zwei seiner letzten Arbeiten sieht er einen direkten Bezug, denn seit er bei J.P. Morgan im Großraumbüro gearbeitet habe, wisse er, wie wichtig ein ruhiger und angenehmer Arbeitsplatz sei. Auf der Orgatec in Köln, der Leitmesse für moderne Arbeitswelten, wurden die beiden Entwürfe im Oktober vorgestellt. G-Circle ist ein Paneel aus Aluminium, auf dem Moos zu wachsen scheint. Die kreisrunden Wand- oder auch Deckenelemente der belgischen Marke Greenmood sollen eine entspannte Atmosphäre im Büro befördern. Eine Korkplatte, die an der Rückseite befestigt ist, schluckt zusätzlich Geräusche. Das weiße Moos, das eingefärbt wird, ist aufgeklebt. Das Naturprodukt kann nicht verwelken. Es werde nur etwas trocken, wenn nicht genügend Feuchtigkeit in der Luft vorhanden ist, erläutert der Gründer und Geschäftsführer von Greenmood, Sadig Alekperov.

Aus Belgien stammt auch das Unternehmen Buzzispace, für das Alain Gilles schon eine Reihe von Produkten erarbeitet hat – zuletzt Buzzibracks. Die Raumteiler aus gebogenem Aluminium lassen sich überall aufstellen. Es gibt sie in unterschiedlichen Farben und Größen, sie können Garderobe, Einzelbüro oder sogar Konferenzraum sein. Wer seine Ruhe haben will, schließt die Vorhänge. Sie sind



Hinterhof-Fund: Zufällig entdeckte Alain Gilles Ende der Neunziger die alte Pelzwerkstatt mitten in Brüssel und baute sie zu Studio und Wohnung für seine Familie um.

wahlweise transparent aus einem netzartigen Gewebe oder schallisolierend zum Beispiel aus festem Samt. Die Metallkonstruktion ist so stabil, dass Garderobenhaken, Schreibtischplatten und Flachbildschirme mit wenigen Handgriffen eingehängt und befestigt werden können.

„Ich mag Produkte, die eine Funktion haben“, sagt Alain Gilles, „die funktionieren, selbst wenn sie gut aussehen.“ Design, das nur schön, aber unpraktisch ist, findet er sinnlos. „Oft sehe ich etwas, das gar nicht funktioniert, und schon beginne ich, mir Gedanken darüber zu machen, wie ich es verbessern kann.“

Das kann zum Beispiel ein Tortenständer mit Haube sein, den seine Frau mit nach Hause bringt. „Sie wollte unbedingt einen Tortenständer aus Keramik haben und kaufte einen bei Ikea. Ich fand das Ding furchtbar.“ Gilles setzte sich hin und begann zu zeichnen. Herausgekommen ist „Madame is served“, ein Tortenständer aus Keramik mit einer Glashaube, die durch Magneten fest mit dem Unterteil verbunden ist. Unter der Haube hat der Ständer Platz, der umgedreht eine Schüssel sein kann, etwa für Sahne. Der Boden hat Markierungen, mit denen sich portionsgerechte Stücke schneiden lassen. „Madame is served“ brachte die junge französische Marke Evolution 2017 heraus, zusammen mit sieben weiteren Küchenhelfern.

Alain Gilles ist kein Handwerker wie so viele andere Designer. Er baut zum Beispiel keine eigenen Prototypen, um zu sehen, ob seine Entwürfe funktionieren. Auch zeichnen könne er nicht, nur Ideen und Visionen zu Papier bringen. Darin aber ist er so gut, dass andere daraus die von ihm erdachten Produkte machen können. So entstand auch 2009 der Big Table für das italienische Unternehmen Bonaldo. Der Tisch, der wie kein anderes Werk mit seinem Namen verbunden ist, hat eine massive Holzplatte und vier schräge Beine aus Stahl, die beinahe so wirken, als würden sie davonlaufen wollen. Die preisgekrönte Arbeit wurde zum Bestseller. Und sie ist einer der Gründe, warum der Belgier 2012, nur drei Jahre nachdem seine ersten Produkte in Serie gingen, auf der „Biennale Interieur“ in Kortrijk zum Designer des Jahres gewählt wurde.

Auf noch ein Produkt ist Gilles besonders stolz: die Leuchte Nomad für O'Sun. Sie ist nur 690 Gramm schwer, hat zwölf LEDs und wird durch ein Solarmodul wieder aufgeladen. Gedacht ist sie vor allem für Menschen in Entwicklungsländern, die keinen Zugang zu Elektrizität haben. Doch auch in Notsituationen und Katastrophengebieten kann die tragbare Leuchte zum Einsatz kommen, genauso wie in ganz alltäglichen Situationen, zu Hause, im Garten, bei der Arbeit oder beim Camping. Sie lässt sich herumtragen und an einem dazugehörigen Haken aufhängen, ist resistent gegen Regen und schlechtes Wetter, und sie leuchtet bis zu 35 Stunden lang.

Was er so an der Leuchte mag? „Dass sie Menschen aus zwei verschiedenen Welten, Arm und Reich, gleichermaßen nützlich sein kann.“



Kleid Aeolian aus transparentem blauen Organza, aus halbrunden plissierten Stoffbahnen, die sich in verschiedenen Richtungen kreuzen, von Iris van Herpen Couture

COUTURE NATURE

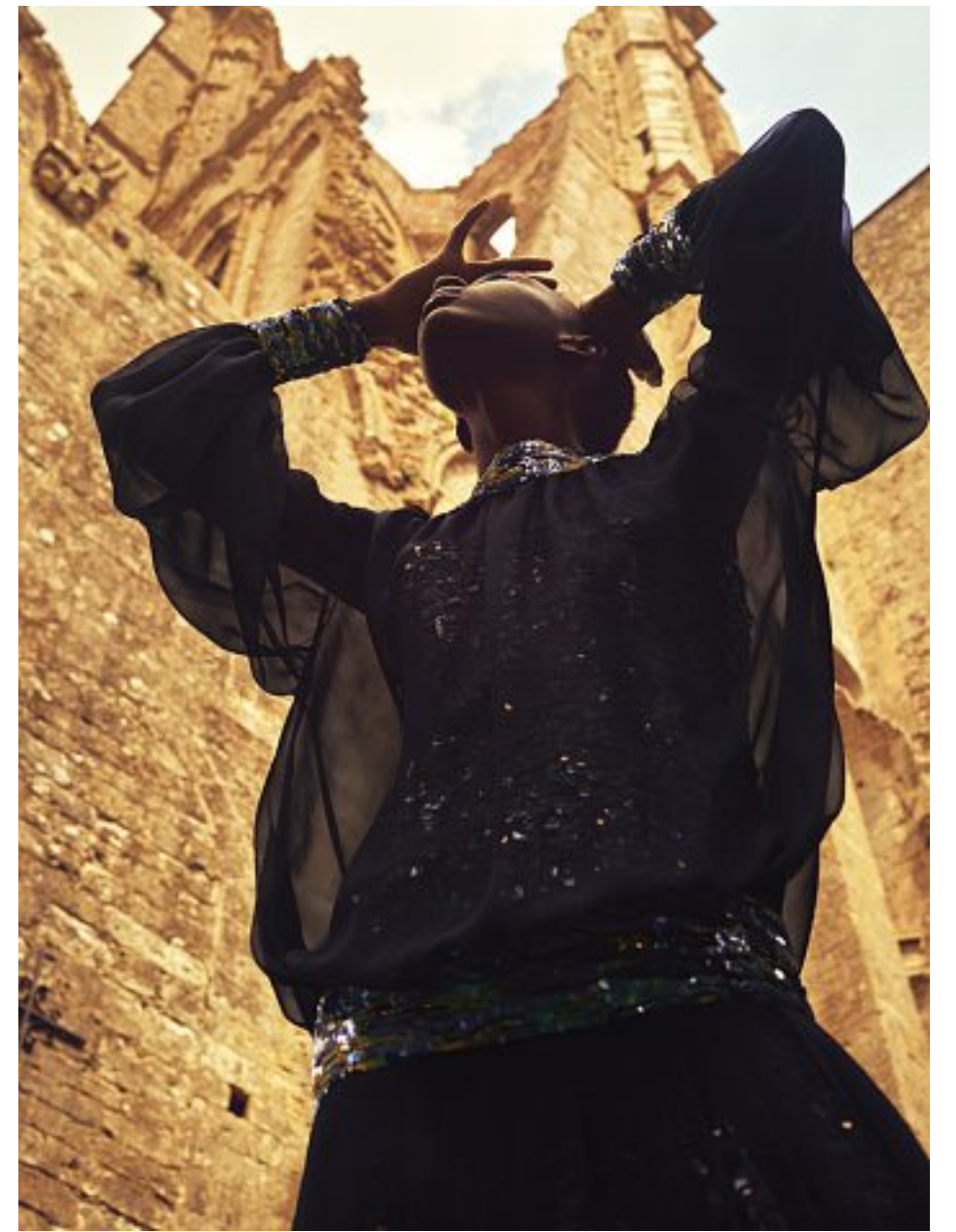
Die Haute Couture ist eine Kunst, die aus der Natur schöpft. Also hinaus aufs freie Feld! Dort schimmern die Entwürfe für Herbst und Winter in melancholischem Licht.

Fotos

Markus Jans

Styling

Katharina Baresel-Bofinger



Schwarzes Chiffonkleid, vollständig mit Pailletten und Glitzer bestickt, schwarzes plissiertes und besticktes Unterkleid aus Chiffon, von Chanel Haute Couture



Mit goldfarbenen Fransen in Blütenform bestickte Jacke, kastanienbrauner bestickter Rock aus plissiertem Tüll, von Fendi Couture



Langes Cocktailkleid mit Palmblatt-Stickerei in Gold, mattem Silber und Altrosa, von Dior Haute Couture

COUTURE
NATURE



Jumpsuit aus Seidenkrepp, mit Pailletten und Perlen besticktes Neckholder-Oberteil, lange Schleppe aus Seiden-Gazar, schwarzer Samtgürtel, von Elie Saab Haute Couture



Trompe-l'œil-Jumpsuit mit schwarzer Hose, weißer Blazer-Bluse, schwarzem Cape aus Wollgabardine und Seiden-georgette mit Jet-Stickerei und schwarzem Lackgürtel, von Givenchy Haute Couture



Schwarzer Windbreaker-Parka mit Lacklederbesatz, goldfarbenen Druckknöpfen und voluminösen Ärmeln, Hose mit Camouflage- und Blumendruck, schwarzer Lackgürtel mit Aufschrift „Perfection Only“, von Ronald van der Kemp

COUTURE
NATURE

Blouson aus Brokat in abstraktem Muster mit Lurex-Besatz, hellrosa und hellblau gestreiftes langes Hemdblusenkleid aus Seide mit Gürtel, von Alexis Mabille Couture



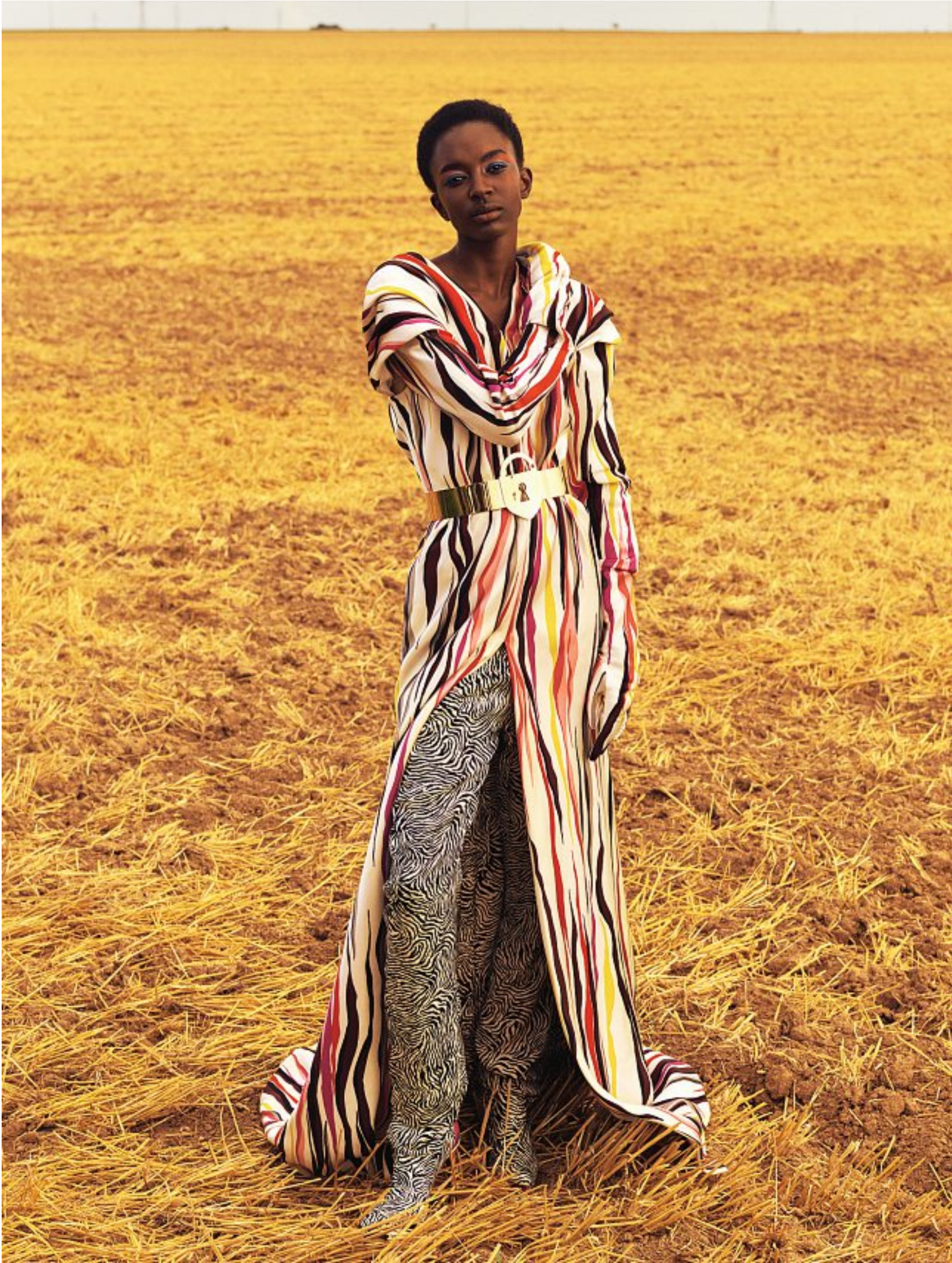
Schwarzes langes Tuxedo-Kleid mit tiefem Ausschnitt von Armani Privé



COUTURE
NATURE

Voluminöses schwarzes Taft- und Kaschmir-Ensemble mit gold umrandeten Wolken-Applikationen und eisblauen Vögeln an den Schultern aus paillettenverziertem Samt, Lederstiefel mit Absatz, von Valentino Haute Couture





Langes Kleid in mehrfarbigem abstraktem Zebra-Druck aus Seidenkrepp, Hose aus Seidenkrepp in schwarz-weißem Zebra-Druck, Gürtel aus goldfarbenem Metall mit einem Schloss als Schließe, Lederstiefeletten mit Absatz in schwarz-weißem Zebra-Druck, von Schiaparelli Haute Couture

COUTURE
NATURE

Fotograf: Markus Jans
Styling: Katharina Baresel-Bofinger
Model: Nicole Atieno (SMC Model Management)
Casting: Dominik Wimmer
Fotoassistent: Golda Fruhmenn
Fotografiert am 22. Juli 2018 bei Fontainebleau



Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards – 2013/2017

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 29 internationaler Fotografie-Magazine

Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität von WhiteWall.

Ihr Motiv hinter Acrylglas, gerahmt oder als großformatiger Foto-Abzug. Unsere Produkte sind „Made in Germany“ – vertrauen Sie mehr als 100 Testsiegen und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone aus.

WhiteWall.de
Stores in Berlin / Düsseldorf / Frankfurt / Hamburg / Köln / München



Alle Preise inkl. MwSt., zzgl. Versandkosten. Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten. AVENSO GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin, Deutschland
© Photo by Michael Hirsch

THE NEW BLACK

Noch nie waren schwarze Models so erfolgreich wie heute. Auch Akiima aus Australien hat einen Lauf auf den Laufstegen.

Von Alfons Kaiser, Fotos Helmut Fricke

Sie wurde in einem Flüchtlingscamp in Kenia geboren, und sie wuchs in Australien auf. Der Weg, der Akiima zum Interview auf die Dachterrasse ihrer Modelagentur in Manhattan geführt hat, war also sehr lang. Aber auf der letzten Strecke war er ganz kurz. Denn die Dreiundzwanzigjährige, die erst im vergangenen Jahr in Adelaide entdeckt wurde, gehört schon jetzt zu den wenigen hundert Models auf der Welt, die für die besten Designerschauen gebucht werden.

Und das liegt nicht nur daran, dass Akiima 1,80 Meter groß ist, schlank, hübsch, selbstbewusst und gut gelaunt. Es liegt auch daran, dass sie eine Schwarze ist. Denn Models mit dunkler Hautfarbe haben einen Lauf auf den Laufstegen.

In der Modeseason, die Anfang Oktober nach einem Monat zu Ende ging, wurden sie für die Schauen so oft gebucht wie nie zuvor. Und sie haben die Cover der wichtigen September-Ausgaben übernommen: Rihanna auf der britischen „Vogue“, Lupita Nyong'o auf dem Magazin „Porter“, Tiffany Haddish auf der amerikanischen „Glamour“, Tracee Ellis Ross auf der kanadischen „Elle“, Slick Woods auf der britischen „Elle“, Zendaya auf der amerikanischen „Marie Claire“ – und Beyoncé auf der amerikanischen „Vogue“. Der Popstar setzte sogar gegenüber Chefredakteurin Anna Wintour durch, dass Tyler Mitchell sie porträtierte – der erste afroamerikanische Fotograf, der je ein Titelmotiv der amerikanischen „Vogue“ aufgenommen hat. Den Beyoncé-Text schrieb die schwarze Journalistin Clover Hope. So etwas hat die Welt der Modemagazine, die von weißen Redakteurinnen bestimmt wird, noch nicht gesehen.

Dieser Großtrend nützt auch Akiima, die nur unter ihrem Vornamen bekannt ist. „Ich hatte gut zu tun und bin sehr glücklich darüber“, sagt sie beim Gespräch in ihrer New Yorker Agentur IMG über die vergangenen beiden Saisons. „Ich bin genau zum richtigen Zeitpunkt eingestiegen. Es ist gerade wirklich eine tolle Zeit für uns schwarze Models. Man sieht, dass sich etwas verändert in dieser Branche.“

Und das will etwas heißen. Denn jahrzehntelang liefen die Schauen in New York, London, Mailand und Paris nach dem gleichen Strickmuster ab. Auf dem Laufsteg waren Weiße, Weiße und Weiße zu sehen. Ein oder zwei Models pro Show waren Asiatinnen, denn man dachte an die asiatischen Märkte. Ein oder zwei Mädchen waren dunkelhäutig, denn man wollte politisch korrekt sein. In den Werbekampagnen für Mode, Kosmetik, Uhren und Schmuck das gleiche Bild: Zuerst kam blond, dann lange nichts.

Jetzt ist alles anders. Aber warum? Liya Kebede, die aus Äthiopien stammt und seit fast 20 Jahren international als Model arbeitet, sagt: „Die Antwort auf diese Frage muss doch sein: Warum ist das überhaupt eine Frage? Es ist eben eine natürliche Entwicklung.“ Nicht ganz natürlich vielleicht: Die Aktivistin Bethann Hardison kämpft mit ihrer „Black Girls Coalition“ schon lange für Vielfalt; die Globalisierung des Konsums legt auch schwarze *role models* nahe; und nicht zuletzt erkennen Model-Booker, Casting-Agenten und Modemacher, dass *whitewashed runways* austauschbare Gesichter hervorbringen.

Die Website „The Fashion Spot“ hat nachgerechnet. Die gerade beendete Saison war so gemischt wie keine andere. Bei den 229 ausgewerteten Schauen in den vier Modestädten waren von 7431 Models 36,1 Prozent *models of color*. Das sind 3,6 Prozentpunkte mehr als bei den Schauen im Frühjahr, da waren es noch 32,5 Prozent. Zuerst hatte „The Fashion Spot“ im Herbst 2014 nachgezählt: Damals waren nur insgesamt 17 Prozent der Models nicht weiß.

In New York ist der Trend am stärksten. Sage und schreibe 44,8 Prozent der weiblichen Models hatten im September dunkle Haut, im Februar waren es 37,3 Prozent. Das heißt auch: In Europa, wo nicht so viele Schwarze leben und *diversity* nicht so ein großes Thema ist wie in den Vereinigten Staaten, lässt sich die Modeszene von dem Trend nicht so stark beeindrucken. Das gilt auch für Transgender-, Plus-Size- und Best-Ager-Models, die man vor allem in Manhattan sieht.



Gut unterwegs: Auch bei Miu Miu in Paris ging Akiima Anfang Oktober über den Laufsteg.

Einen langen Weg bis zur Anerkennung hat auch Akiima zurückgelegt. Ihre Mutter war schwanger mit ihr, als sie wegen der Sezessionskriege ihre Heimat Südsudan (damals noch Sudan) verließ. „Ich wurde geboren, als wir auf der Flucht waren“, sagt Akiima. Im Flüchtlingslager Kakuma im Norden von Kenia wuchs sie als mittleres Kind mit drei Brüdern und zwei Schwestern auf. „Als ich zwölf war, sind wir nach Australien ausgewandert“, erzählt sie. „Meine ältere Schwester war schon dort und hat uns nachgeholt.“

Akiima hatte in Australien schon mit einer Ausbildung zur Krankenschwester begonnen, als eine Freundin sie mit in eine Modelagentur in Adelaide nahm. Brigitte Mitchell, die Gründerin der Agentur Finesse, wollte, dass sie sofort einen Modelvertrag unterschreibt. „Ich weiß nicht, ob ich Model werden will“, sagte Akiima nur. „Ich gehe jetzt lieber nach Hause.“

Heute lacht sie darüber. Sie hat es innerhalb von einem Jahr auf die Laufstege von Prada, Marc Jacobs, Oscar de la Renta, Miu Miu und Chanel geschafft, in die britische und australische „Vogue“, zu einer der führenden Agenturen – und nach New York, wo sie seit März lebt. „Ein Traum! Überall, wo ich hinkomme, denke ich: Ich kenne das doch aus einem Film. Ich bin wirklich glücklich, hier zu sein. Es ist ganz anders als Australien. Ich bin in Canberra aufgewachsen, das ist zwar die Hauptstadt, aber da ist es wirklich sehr, sehr ruhig.“

In dieser Saison lief sie nur auf wenigen Schauen. „Zunächst geht es uns um besondere Auftritte“, sagt IMG-Manager Julian Niznik. „Es kommt nicht auf viele, sondern auf gute Marken an. Denn wir arbeiten an langlebigen Karrieren.“ Die künstliche Verknappung dient dazu, dass sich Models zu Beginn ihrer Karriere nicht gleich aufzehren. Und die Booker versuchen so, Begehrlichkeiten zu wecken. Bei Akiima hat es geklappt. „Seit Ende der Saison rufen hier viele Magazine an, die sie für Modestrecken buchen wollen“, sagt Julian Niznik. „Und Marken fragen sie für die Frühjahrs-Anzeigenkampagnen an.“

Ihre Vorläuferinnen wurden nicht so gut vermarktet. Das erste schwarze Model auf dem Titel der „Vogue“, Donyale Luna im Mai 1966 auf der britischen Ausgabe, spielte ihre afroamerikanische Herkunft noch herunter. Iman, die später David Bowie heiratete, begann ihre Karriere in den Siebzigern, als Individualität auf dem Laufsteg noch geschätzt wurde und Museen noch wichtig waren; Yves Saint Laurent sah in ihr „eine Traumfrau“. Die Emanzipation von alten Rollenbildern hat aber vor allem Naomi Campbell vorangetrieben. Sie beweist schon seit 1986, also seit mehr als 30 Jahren, dass eine Schwarze auf dem



„Girls from Compton don't play tennis. They own it.“ Der Nike-Spruch für Serena Williams könnte auch für Akiima gelten, die erst 2017 in Australien entdeckt wurde und das Model-Business schnell verstanden hat. In New York, wo sie jetzt lebt, wurde die Dreiundzwanzigjährige auf der Dachterrasse der Modelagentur IMG an der Park Avenue fotografiert.

Laufsteg, in den Editorials, also den Modestrecken der Magazine, und mit lukrativen Werbeaufträgen Erfolg haben kann. Vermutlich ragt sie auch deshalb heraus, weil es in den vergangenen Jahrzehnten kaum weitere prominente schwarze Models gab. Tyra Banks nahm man eher als Moderatorin, Grace Jones eher als Sängerin wahr. Und Alek Wek, Jourdan Dunn oder Joan Smalls sind nie zu Superstars geworden.

Aber das gesellschaftliche Klima hat sich geändert. Eines der erfolgreichsten deutschen Models ist Nicole Atieno, die auch aus Kenia stammt und auf dem Titel und in der Modestrecke dieser Ausgabe zu sehen ist. „Wir sind auf dem Weg der Besserung“, sagt sie. „Bisher habe ich auch noch keine Diskriminierung erfahren. Rassismus war bei mir noch kein Thema, und meine Heimatstadt ist Dresden! Mensch ist Mensch, egal welche Hautfarbe oder Nationalität.“

Nicole Atieno, die für das Shooting zum ersten Mal auf einem Pferd saß, „und dann auch noch in meinem Lieblingslook aus der Givenchy-Schau“, hat beispielhaften Erfolg. Gerade erst wurde sie in London als „New Face“ bei einem Event von „Harper's Bazaar“ ausgezeichnet.

Das neue Selbstbewusstsein – auch Akiima personifiziert es. „Das mit den schwarzen Models ist nicht einfach nur ein Trend“, sagt sie. „Das wird sich weiter durchsetzen. Denn man will nicht mehr nur ein schwarzes Model in den Schauen sehen, man will viele sehen, immer neue Gesichter. Was man häufig vergisst: Es gibt so viele Schattierungen von Schwarz, und die sollte man doch alle auf dem Laufsteg sehen.“

So freundlich Akiima wirkt, so oft sie lacht – ihr Anliegen nimmt sie wirklich ernst. „Es ist wichtig, dass andere schwarze Mädchen sehen, dass man Erfolg haben kann. Als schwarzes Model hat man quasi automatisch eine politische Botschaft.“ Sie ist auch eine Symbolfigur für Sudanesinnen, dass man es schaffen kann in der westlichen Welt.

Jedenfalls muss man stark sein dafür. „In diesem Job muss man sich wohlfühlen in seiner Haut, sonst geht es nicht“, sagt sie. „Man muss ein positives Selbstbild haben.“ Ihre Mutter habe es ihr mitgegeben: „Wir haben viel Liebe bekommen. Auch und besonders in schwierigen Zeiten hatten wir immer uns.“

Trotz der Revolution auf dem Laufsteg, bei der sie mitläuft, bleibt Akiima auf dem Boden. „Am liebsten würde ich meine Ausbildung zur Krankenschwester eines Tages beenden. Ich wollte immer Menschen helfen.“ Ihr größter Traum allerdings ist eine Koch-Show im Fernsehen. „Im Kochen bin ich echt gut.“ Schon mit zehn Jahren hat sie damit begonnen, im Flüchtlingslager in Kenia, um ihrer Mutter zu helfen. ◀

Sie sind die Vorläuferinnen



DONYALE LUNA, 1945 in Detroit geboren, wurde oft „das erste schwarze Supermodel“ genannt – im Mai 1966 erschien sie auf dem Titel der britischen „Vogue“. Auch durch Warhol- und Fellini-Filme wurde sie bekannt. Ihre afroamerikanische Abstammung verschleierte sie und sprach von mexikanischen, indonesischen und irischen Wurzeln. 1979 starb sie, 33 Jahre alt, an einer Überdosis Heroin.



NAOMI CAMPBELL ist seit drei Jahrzehnten das bekannteste schwarze Model. Die Achtundvierzigjährige (hier 1991 in Valentino) überstand auch Zeiten, als auf den Laufstegen brasilianische und osteuropäische Models gefragt waren. Nicht einmal ihr zuweilen launenhaftes Verhalten schadete ihrem Image – sondern schärfte vielleicht sogar ihr Profil.



BEYONCÉ KNOWLES ist als Model erfolgreich, weil sie schon als Sängerin und Songwriterin (Destiny's Child) berühmt war. Die Musikerin, 1981 in Houston geboren (das Foto zeigt sie 2014), führte die Selbstermächtigung schwarzer Frauen im September auf die Spitze: Sie war auf dem Cover der amerikanischen „Vogue“ – und dirigierte die Titelgeschichte. (*kai.*)

DIENER ZWEIER STAATEN

35 Jahre lang arbeitete Thomas Verch in der Verwaltung der Stadt Neubrandenburg. Nun ist Schluss. Im Interview spricht er mit seinem Schwiegersohn über die Bürokratie in der DDR, Stasi-Überprüfungen im Rathaus und die erste Müllsatzung nach der Wende.

Interview Matthias Wyssuwa

Fotos Andreas Pein



Thomas Verch, Beamter der Stadtverwaltung Neubrandenburg, schaut aus seinem Bürofenster.

Thomas, seit Jahrzehnten bist Du stolzer Beamter dieser Stadt und zugleich immer der erste bei Familientreffen, der einen Beamtenwitz erzählt. Welcher ist gerade Dein liebster? Treffen sich zwei Beamte auf dem Flur, sagt der eine zum anderen: Na, kannst Du auch nicht schlafen?

Sind die Witze Deine Art, damit umzugehen, dass Beamte nicht gerade den besten Ruf haben?

Auch, ja. Weil man doch manchmal ein bisschen durch den Kakao gezogen wird. Da lockert ein Witz das Ganze schon mal auf, man hat die Lacher auf seiner Seite, und schon ist die Sache erledigt.

Hat Dich das je gestört mit dem Ruf?
Nein, gar nicht.

Ein stolzer Beamter also. Keinen Tag warst Du ohne Krawatte im Büro. Warum eigentlich?
Das ist meine Achtung gegenüber den Menschen, mit denen ich zu tun habe. Ich finde, dass man sich in meiner Position vernünftig kleiden sollte. In meiner Generation gehört Krawatte einfach dazu. Das ist eine normale Sache eigentlich.

Was zeichnet denn einen guten Beamten aus?
Engagiert muss er sein und für den Bürger da, in meinem Fall für die Unternehmen, die ich in meinen letzten Jahren versucht habe zu unterstützen. Er muss die Interessen der Stadt wahren und natürlich korrekt arbeiten.

Mit schlechten Gesetzen und guten Beamten lässt sich immer noch regieren, hat Bismarck gesagt. Bei schlechten Beamten aber helfen die besten Gesetze nichts. Ein bisschen übertrieben, oder?
Nein, das kann ich voll unterschreiben.

Du arbeitest jetzt seit 1984 für die Stadt. Damals war Neubrandenburg noch eine Bezirksstadt in der DDR. Wie kam es dazu?

Das war eher Zufall. Wir sind wegen der Behinderung unserer großen Tochter nach Neubrandenburg gezogen, nur hier konnte sie richtig betreut werden. Im damaligen Jugendamt war dann eine Stelle frei, die mir von einem Bekannten angeboten wurde. Ich habe mich vorgestellt,

auf die Situation mit meiner Tochter verwiesen und auch darauf, dass wir eine Wohnung brauchen. Die Stelle habe ich bekommen, die Wohnung nicht. Das hat noch fast ein Jahr gedauert.

Wo hast Du gewohnt?

Die Familie kam erst später. Ich habe zuerst in der Jugendherberge gewohnt und die letzten Wochen im Büro geschlafen. Das war mein großes Glück. Eines Morgens hatte ich verschlafen, rannte aus meinem Büro im Schlafanzug auf die Toilette. Ein Stellvertreter des Bürgermeisters sah das, sprach mich ein wenig schockiert darauf an – und kurze Zeit später hatten wir unsere erste Neubauwohnung.

Was hat Dich qualifiziert für die Stelle beim Jugendamt?
Ich hatte Ökonomie studiert, vorher in Greifswald bei der FDJ-Kreisleitung gearbeitet, war also auch aus sicherheitspolitischen Gründen geeignet für die Stelle. Es wurde auch akzeptiert, dass ich weiterhin den Kontakt zu meiner West-Verwandtschaft gehalten habe.

Und was hast Du dann so gemacht?

Ich war für Sachen verantwortlich, die heute niemand mehr kennt. Die „Messe der Meister von morgen“ zum Beispiel. Da wollte man die jungen Leute dafür gewinnen, etwas zu erfinden, um die Produktionsabläufe zu verbessern oder zu erleichtern. Diese Erfindungen sollten präsentiert werden. Das musste – wie so vieles damals – generalstabsmäßig vorbereitet werden. Exponate gesammelt, Aufsteller koordiniert, Hallen besorgt. Daneben musste ich mich aber auch um Statistiken kümmern. Die DDR war ja ein Statistikland, über alles wurden Statistiken geführt: Statistiken der Jugendbrigaden, wie viel, warum, weswegen.

Es ging dann aber bald weiter?

Ja, ich wurde berufen zum Leiter des Fachorgans Sekundärrohstoffwirtschaft, Sero. Das war 1987.

Was hat man da so gemacht?

Die DDR war ein rohstoffarmes Land. Also wurden sämtliche Sekundärrohstoffe gesammelt: Glas, Papier, Plaste, Metall. Dafür gab es Annahmestellen, der

Bürger bekam Geld, und das musste organisiert werden. Wir mussten also immer mehr Annahmestellen öffnen, aufpassen, dass die auch besetzt sind, und kontrollieren, dass die Kinder, die ja oft die Rohstoffe brachten, nicht übers Ohr gehauen werden. Und natürlich haben wir Statistiken erhoben, was wir alles gesammelt haben. Es gab da harte Vorgaben des Ministerrats. Jedes Jahr wurden die Vorgaben erhöht, mehr Flaschen, mehr Papier, mehr Metall. Und gerade bei dem Metall war das schon sehr kompliziert. Wo sollte der Bürger denn Kupfer und Blei herbekommen?

Was habt Ihr gemacht?

Wir haben Kampagnen gestartet, Büchsen abzugeben oder Kronkorken zu sammeln. Da wurden dann gerade Kindergarten- und Schulkinder angehalten, die Kronkorken von zu Hause mitzubringen. Das haben wir aber bald wieder sein lassen. Die Kindergärtnerinnen haben uns berichtet, dass es nicht gut sei, wenn ein Kind mit einer vollen Tüte Kronkorken ankomme. Das ließ ja darauf schließen, dass Papa und Mama regelmäßig Bier trinken.

Und das hat Dich so umgetrieben?

Das hat mich bis zur Wende umgetrieben, ja. Und wir hatten auch Erfolge, zum Beispiel eine Altpapiertombola. Jeder Bürger, der 20 Kilo Altpapier abgeben hat, bekam ein Los. Ich hatte die Wahnsinnssumme von 10.000 DDR-Mark für die Preise bekommen, und konnte also für 10.000 Mark hier einkaufen. Der erste Preis war eine supertolle Stereoanlage, und dann gab es noch jede Menge Bücher. Der Nebeneffekt war der, dass ich die Leiterin des Volksbuchhandels kennenlernte und ich danach einmal im Monat zu ihr in den Buchladen kommen durfte, nach hinten an den Panzerschrank mit den ausgewählten Büchern.

Klingt nach Vetternwirtschaft.

Das habe ich nicht so gesehen. Das war DDR-typisch, man kannte sich oder kannte jemanden, der jemanden kannte. Und man tauschte. Haste was, kriegste was. So ging es voran. Und Bücher waren immer sehr gefragt.

Du hast gesagt, Du warst bei der FDJ. Warst Du auch sonst politisch aktiv?

Ich war in der SED, ich bin da freiwillig eingetreten, ohne Zwang und ohne alles. Ich hatte eigentlich bis zu der Zeit in Neubrandenburg auch keine großen Probleme damit, bin dann aber hier oft gestolpert über Vorgaben, die gar nicht zu realisieren waren.

Das heißt?

Dass zum Beispiel gesagt wurde, ihr müsst noch mehr Jugendbrigaden gründen. Das ging aber nicht, so viele Jugendliche gab es gar nicht. Es musste immer mehr, mehr, mehr werden. Dann sprach man in den Parteiversammlungen mit den Kollegen und bekam mit: Niemand hat ein Telefon, obwohl in der Zeitung stand, wie viele tausend neue Anschlüsse es gebe. Wer kriegt die denn? Das war so viel Schaumschlägerei, das war so viel Blödsinn. Vor allem natürlich der Kampf mit den Plänen.

Warum?

Es gab das Sprichwort: Im Vordergrund der Plan, im Hintergrund der Staatsanwalt. Also entweder hast du gelogen, um den Plan zu erfüllen. Das haben viele getan. Oder du hast es sein lassen.

Wie muss ich mir das Rathaus vor der Wende vorstellen? Es klingt bei Dir danach, dass es zumindest deutlich bürokratischer war?

Ja, das war es. Wir hatten eine stramme Bürokratie, für alles gab es Vorgaben, und jeder Bleistift musste abgerechnet werden. Mangelwirtschaft hatten wir natürlich auch. Unser Kopierpapier bekamen wir von der örtlichen Brauerei, auf der Rückseite waren noch die Etiketten. Was anderes war nicht da. Das war schon lächerlich. Ich habe es aber damals als kollegial empfunden, weil jeder von jedem abhängig war. Man musste sein Wissen teilen, sonst kam niemand voran.

Es gab damals einen Oberbürgermeister. Der war aber nicht frei gewählt, oder?

Der war gewählt, aber nicht frei und geheim. Also man konnte schon geheim wählen, aber jeder, der tatsächlich in die Wahlkabine gegangen ist, war verdächtig, den Wahlschein durchzureißen oder irgendetwas anderes damit zu machen. Aber Heinz Hahn war für mich trotzdem jemand Besonderes, der brannte für seine Stadt. Ein

geradezu volkstümlicher Bürgermeister. Selbst für die Versorgung der Neubrandenburger auf dem Weihnachtsmarkt hat er sich eingesetzt, auch wenn das nicht immer von Erfolg gekrönt war.

Wie denn?

Der Bezirk hat uns eine Vorgabe für die Weihnachtsversorgung der Bevölkerung gemacht. Das hieß, dass die Stadt zum Beispiel eineinhalb Flaschen Sekt pro Nase bekam. So wie auch die Südfrüchte-Versorgung geregelt war, dass also die Stadt zwei Kilo Orangen für jeden Bürger bekam, also die richtigen, nicht die Kuba-Orangen. Ob sie allerdings jemals bei den Neubrandenburgern so angekommen sind, ist eine andere Frage. Jedenfalls hatte Hahn auf dem Weihnachtsmarkt in Rostock gesehen, dass es Schoko-Bananen gab. Das wollte er auch für Neubrandenburg und stritt dafür in der Ratsversammlung. Das war ein großes Thema. Der Stadtrat für Handel und Versorgung, im Volksmund Handel und Verschiebung genannt, hat allerdings gesagt: Heinz, das geht so nicht, wo sollen die denn herkommen? Da musste Hahn sich dann geschlagen geben.

Die Proteste 1989 und die Begeisterung für die Wiedervereinigung kamen erst spät im Norden an. Auch dazu gibt es ein angebliches Bismarck-Zitat: „Wenn die Welt untergeht, so ziehe ich nach Mecklenburg, denn dort geschieht alles 50 Jahre später.“ Wie hast Du das im Rathaus erlebt? Sehr aufgeregt. Wir bekamen in Neubrandenburg Westfernsehen und wussten daher, dass in Leipzig einiges garte. Die Buchhändlerin mit dem Panzerschrank war in Leipzig, als es dort eine große Demonstration gab. Sie kam wieder und erzählte von Zehntausenden Leuten auf den Straßen und von all der Polizei mit ihren Helmen und Schilden, von Kampfgruppen in den Nebenstraßen. Dieses martialische Auftreten der Polizei allein hat uns fertiggemacht, richtig runtergezogen. Als dann hier die erste Demonstration war, haben wir lange diskutiert, wie wir uns verhalten sollen. Bis Heinz Hahn gesagt hat: Wer da hingehen will, geht da hin. Wir haben auch Mikrofone und Lautsprecher gestellt. So was hatten wir noch nie gesehen. Der Karl-Marx-Platz, der heute nur noch Marktplatz heißt, war voller Menschen. Es war auch klar, dass die Stadt keine Konfrontation wollte. Die Polizei war nur

dazu da, den Verkehr zu regeln. Es lief hier in ruhigen Bahnen. Und natürlich spät.

Wie war die Stimmung im Rathaus?

Es gab da einen Bruch. Es gab die Hardliner, die gesagt haben: Wir müssen dazwischen schlagen. Und es gab andere, die gesagt haben: Schluss, aus, Feierabend. So geht es nicht weiter, der Bürger muss jetzt seine Meinung sagen können. Hahn trat Anfang 1990 zurück, und der neue Oberbürgermeister von der CDU führte die Stadt mit einer wunderbaren Ruhe durch die Wende. Das hat er toll gemacht, das ist ihm hoch anzurechnen.

Wie arbeitet man denn in einem Rathaus weiter, wenn der Staat drumherum zusammenbricht?
Für uns war klar, dass wir das Leben aufrechterhalten müssen. Die Versorgung muss weitergehen, der Müll muss abgeholt werden.

Ihr habt also versucht, an Euren Ritualen festzuhalten?
Nein, wir haben versucht, alles neu zu machen. Für mich war das die schönste Zeit. Ich war damals im Amt für Umwelt und Abfallentsorgung, Wir konnten endlich unsere Ideen umsetzen, frei und schnell.

Wofür warst Du verantwortlich?

Für die Abfallentsorgung: Müllabfuhr, Straßenreinigung, Papierkorbentleerung, öffentliche Toiletten. Das war die Zeit der Währungsunion, und die Leute kauften ein wie sonst was. Da fiel Sperrmüll in gewaltigen Größenordnungen an. Jeder hatte etwas wegzuschmeißen, Sessel, Fernseher, Schrankwände. Und wir haben es tatsächlich geschafft, dass die Stadt nicht vermüllte. Auch mit der Hilfe aus unserer Partnerstadt Flensburg.

Da bist Du stolz drauf?

Auf jeden Fall. Da war schon viel zu tun. Die privaten Haushalte in den Eigenheimsiedlungen bekamen eine eigene Mülltonne, das war neu, das waren die nicht gewohnt. Da gab es heiße Diskussionen. Regelmäßig habe ich mit Flensburg telefoniert und lange Briefe geschrieben mit unseren Fragen. Eine war, ob man die Mülltonne abbestellen könne, wenn man in den Urlaub fährt. Mit der Zeitung ging das ja auch. Da lachten die sich halb

scheckig. Nein, das gehe nicht. Das mussten wir wieder den Bürgern erklären. Das waren harte Diskussionen.

Du hast Flensburg erwähnt. Ihr habt also im Rathaus Entsandte aus dem Westen gehabt, die Euch gezeigt haben, wie das mit der Verwaltung jetzt so geht?
Ja, dafür bin ich sehr dankbar. Ich kann mich nur an einen Fall erinnern, wo ein junger Mann hier ankam und dann schnell wieder verschwand, weil ihm das hier nicht passte. Bei allen anderen: große Hochachtung. Die haben zwar über unsere Fragen gestaunt, und viele haben auch versucht, ihre eigenen Ideale in unseren Umweltschutz, in die Abfallentsorgung mit reinzubringen. Aber sie haben uns sehr geholfen.

Wie?
Sie haben zum Beispiel gesagt: Macht eure Müllsatzung so einfach wie möglich. Und das haben wir dann auch gemacht. Ich habe unsere erste Abfallentsorgungssatzung geschrieben. Die hat in ihren Grundzügen noch bis heute Bestand, die hat noch Wert und Gültigkeit, da bin ich auch ein bisschen stolz drauf – auch wenn ich bei meinem ersten Entwurf die Mehrwertsteuer vergessen hatte, die kannten wir ja nicht.

Woran hast Du gemerkt, dass Du nun für eine Stadt in einer Demokratie arbeitest?
Das war bei der ersten Ausschusssitzung. Wir hatten eine frei gewählte Stadtvertretung. Im Umweltausschuss saßen die Vertreter der Parteien, und die haben uns auf einmal klare Vorgaben gegeben: so, so und so. Und ich habe nur gedacht: Guck mal einer an! Da haben die Bürger uns jetzt erzählt, wie sie es gerne hätten, und wir hatten das umzusetzen. So funktioniert das.

Hat das an Deiner Einstellung zu Deiner Arbeit und der Stadt etwas verändert?
Ja, das hat es. Die Verantwortung gegenüber der Stadt wurde größer, ich hatte viel mehr Spielraum und konnte viel mehr selbst entscheiden.

Neubrandenburg war tiefrot gefärbt, nicht nur wegen der Partei, auch die Stasi hatte hier eine große Außenstelle. Hat es das schwerer gemacht, die Stadt in eine neue Zeit zu führen?
Das war schon so. Neubrandenburg ist ja nicht natürlich gewachsen, und so gab es eine Gruppe ehemaliger Genossen, die teilweise dagegen gearbeitet haben. Aber der größte Teil der Ehemaligen hat für die Interessen der Stadt gearbeitet. Ich bin nach der Wende in die PDS eingetreten, weil ich nicht wie viele andere einfach mein Parteibuch hinschmeißen und sagen wollte: Ich war nie dabei. Ich wollte mich der Verantwortung stellen, musste aber schnell erfahren, dass die damalige PDS hier zu großen Teilen noch nicht bereit war für Neues. Dann bin ich schnell ausgetreten und parteilos geblieben.

Es gab natürlich auch viele Stasi-Spitzel. Wie habt Ihr die aus dem Rathaus bekommen?
Ich wurde 1990 in den Personalrat der Stadtvertretung gewählt, und dann gab es ja auch die Gauck-Behörde. Jeder Mitarbeiter der Verwaltung musste Fragebögen ausfüllen und unterschreiben. Waren Sie Mitarbeiter der Staatssicherheit, als was haben Sie gearbeitet? Ein Rausmogeln gab es nicht. Wir haben dann mit dem Oberbürgermeister, den Fraktionen von PDS, CDU und SPD zusammengesessen und überlegt: Was machen wir, wie gehen wir mit dieser Überprüfung voran? Wir haben uns für eine Einzelfallprüfung entschieden. Es wurden also die Zettelchen zur Gauck-Behörde geschickt, und dann holte unser Kraftfahrer nach einer gewissen Zeit die Meldungen aus Berlin ab. Die waren dann positiv, wenn es einen Vorgang bei der Staatssicherheit gab, oder negativ. Positiv war also schlecht.

Und dann?
Dann hat der Oberbürgermeister Unterlagen von der Gauck-Behörde dazu bekommen. Im Rathaus gründete sich eine Arbeitsgruppe zur Überprüfung, in der ich auch war, und wir haben jeden positiven Fall auf den Tisch bekommen und die betroffenen Mitarbeiter schließlich zu Gesprächen eingeladen. Das und das liegt vor, haben wir gesagt, und wie man dazu stehe. Anschließend wurde entschieden, was wir machen. Das war alles sehr aufwendig und ging über vier, fünf Jahre.

DIENER ZWEIER STAATEN

Was habt Ihr gemacht?
Es gab Kündigungen bei schwerwiegenden Fällen.

Das heißt?
Das heißt, dass Kollegen bespitzelt wurden, dass richtig hauptamtlich gearbeitet wurde. Da waren sehr unangenehme Sachen dabei. Es gab Tränen. Es haben auch Kollegen selbst gekündigt, die gesagt haben: Das tue ich mir nicht an. Da war dann schon klar, dass die für die Staatssicherheit gearbeitet haben.

Und was waren die nicht so schwerwiegenden Fälle?
Es gab zum Beispiel einen Kollegen, der beruflich viel im Bezirk rumreiste, der ist von der Staatssicherheit angesprochen worden. Er bekam dann immer eine Liste mit, in welcher Stadt und in welcher Kaufhalle es gerade Bananen gab. Kein Scherz, denn es verschwanden ja immer wieder Bananen. Dann ist der Mitarbeiter also in die Kaufhalle und hat gekuckt, ob die Bananen auch wirklich

da sind. Wenn ja, war es gut, wenn nicht, wurde nachgeforscht, wer sie hat. Da haben wir drüber gelächelt, so etwas gab es auch. Es war aber vieles sehr unangenehm. Wenn Kollegen sich gegenseitig denunziert haben, wenn einer zum Beispiel behauptet hat, der andere höre immer NDR und schalte es nur aus, wenn man das Büro betrete. So etwas wurde alles gemeldet. Oder manchmal geschah es auch aus Karrieregründen. Da hieß es: Der und der sei dumm, dämlich, gehe fremd. So ganz primitive Dinge.

Die wurden alle entlassen?
Zum Teil.

Hast Du einen Schock erlebt bei den Überprüfungen?
Dieses Ausmaß der informellen Mitarbeit hat mich schockiert. Wir wussten, dass es so etwas gibt. Wir wussten, dass es die Kreisdienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit gibt und eine Bezirksdienststelle, und wir kannten auch den verantwortlichen Mitarbeiter des Ministeriums für das Rathaus, der hier ein und aus ging. Ein netter Bursche übrigens. Aber dass es so ein großes Netz gab an Inoffiziellen Mitarbeitern, also IMs, das haben wir nicht gewusst.

Hat man es bei Dir versucht?
Das hat man. 1987 wurde ich als Reisekader mit Jugendtourist vom Oberbürgermeister in die BRD geschickt. Ich habe meinen Pass bei der Polizei abgeholt, und los ging es. Als ich dann zurück war, und meine Frau nicht

zu Hause war, klingelte es abends an der Tür. Ein junger Mann, Ministerium des Inneren, ob er mich sprechen könne. Man habe erfahren, dass ich mit Jugendtourist in der BRD gewesen sei, ich hätte mich gut geschlagen. Das war mir neu. Er habe ein interessantes Angebot. Ob ich bereit wäre, für das Ministerium der Staatssicherheit in einer operativen Gruppe zu arbeiten, die in der BRD unterwegs ist. Das war, puh, das war ein Schock. Was soll ich sagen?

Wie ging es weiter?
Pass auf. Er hat auf jeden Fall gesehen, dass ich geschockt war und hat gesagt: Überleg dir das noch mal, aber rede mit keinem drüber. Das hat mich alles sehr aufgewühlt. Am nächsten Tag bin ich im Büro zu meinem damaligen Chef und habe ihm gleich alles erzählt. Er war auch völlig fertig. Das alles bekam eine junge Kollegin von uns mit. Drei Tage später stand der junge Mann wieder vor meiner Tür und sagte: Es hat sich erledigt. Ich möge nicht mehr darüber reden. Nach der Wende kam heraus, dass die bewusste Kollegin sofort weitergemeldet hat, dass ich kontaktiert worden war und mich geoutet hatte. So hatte sich diese Sache erledigt. Die Kollegin hat nach der Wende von alleine gekündigt.

Und Du warst froh, dass es sich so erledigt hat?
Natürlich war ich heilfroh. Was hätte ich denn sagen sollen? Natürlich klingt das ein bisschen nach Agentenromantik, und der junge Mann war über meine Familienverhältnisse auch bestens informiert, bot an, dass wir nach Berlin ziehen könnten, wo meine Frau Arbeit bekomme und meine große Tochter einen Platz in einer Körperbehinderteneinrichtung. Das regeln wir alles, ganz toll. Aber dankschön, das wollten wir nicht.

Du wurdest ja sicher auch bespitzelt. Hast Du Deine Akte mal gelesen?
Mir hat der damalige Stellvertreter des Oberbürgermeisters gesagt, ich sollte mal einen Antrag stellen, meine Akte sei ganz schön dick. Ich habe das nicht gemacht, ich konnte das nicht, ich wollte das nicht wissen.

Was hat Dich das alles gelehrt?
Es hat mich gelehrt, nicht mehr so vertrauenselig zu sein. Andere auch mal zu fragen: Warum willst du genau das jetzt wissen? Das hätte ich natürlich vorher mal machen sollen. Aber dieses Ausmaß war mir nicht bekannt. Uns war auch nicht bekannt, dass in der großen Baracke am Bahnhof sämtliche Westpost geöffnet und Briefe gelesen wurden. Das habe ich nicht für möglich gehalten, aber so stand es in den Akten. Es wurden auch Sachen herausgenommen, Westgeld sowieso. Es gab eine Anfrage eines hochrangigen Genossen, der bei der Bezirksstelle der Staatssicherheit gesagt hat, er brauche eine Kuckucksuhr, und wenn man so eine finde, möge man sie ihm geben. Das hat mich persönlich sehr geärgert: Wasser zu predigen und Wein zu saufen. Das hat mich angewidert.

Neubrandenburg war eine aufstrebende Stadt. Doch nach der Wende ging bald die Arbeit verloren, und dann zogen viele Menschen ihr hinterher. Wann kippte die Aufbruchstimmung?
Die Aufbruchstimmung hielt vielleicht bis 1992. Dann brachen einige Unternehmen total weg, gerade junge Leute sahen keine Zukunft mehr hier. Die Ansiedlung neuer Unternehmen ging gerade in den ersten Jahren sehr schleppend voran. Es hat sich in den vergangenen Jahren aber auch sehr geändert, wir konnten wieder viel Arbeit schaffen.

Du hast ja immer Kontakt mit Bürgern gehabt, wie hat sich deren Auftreten gegenüber der Stadt verändert?
Der Bürger ist natürlich nach der Wende viel selbstbewusster geworden, er hat sich nicht mehr abspeisen lassen mit irgendwelchen Begründungen, die man früher mal hatte. Geht nicht, Schluss, aus, Feierabend: Das ging nicht mehr. Manchmal schlug dieses neue Selbstbewusstsein aber auch in Börsartigkeiten um, wenn etwas nicht so klappte wie gewünscht. Dann waren wir die roten Socken im Rathaus. Mit diesem Selbstbewusstsein der Bürger mussten wir erst mal lernen umzugehen.

Du musstest die Stadt ja immer wieder verteidigen, nicht nur vor den Bürgern, sondern auch bei allen Familienfesten, bei denen über all die Entscheidungen geklagt wurde, nicht

zuletzt von Deiner eigenen Frau. Aus Überzeugung oder Pflichtgefühl?
Aus Überzeugung. Das ist ja immer das Putzige, dass alle immer genau wissen, wo ich arbeite, und sie auch alle ihre eigenen Vorstellungen haben: Die Stadt müsste doch und könnte doch und immer weiter. Dann muss man manchmal erklären, was die Stadt kann und was nicht. Es gab ja oft Diskussionen um Privatgrundstücke, auf denen zum Beispiel Gebäude verfallen sind, und dann muss man eben sagen: Hier kann die Stadt nun mal nichts machen. Das ist nicht unser Grundstück, und der Besitzer entscheidet im Rahmen, den ihm die Stadt mit dem Bebauungsplan gibt, was er damit macht. Da gab es auch im Freundeskreis immer wieder heiße Diskussionen, und immer wieder musste man versuchen klarzumachen: Nein, das ist jetzt ein anderes System, so läuft das nicht mehr, Eigentum verpflichtet.

Wie ging es bei Dir nach dem Umweltaamt weiter?
Ich wurde als Behindertenbeauftragter berufen. Ich habe da sehr viele Sachen machen können, schöne Sachen. Wir haben die Bürgersteige abgesenkt, die Bordsteinkanten an den Bushaltestellen angehoben, über absenkbare Busse verhandelt, Treppen entfernt, wo sie nicht sein mussten. Und dann haben wir einen Badesteg für Behinderte an unserem Badestrand gebaut. Dafür war natürlich kein Geld in unserem Haushalt vorhanden, das ging nicht. Da habe ich einfach Unternehmen gefragt und offene Türen eingerannt. Der Oberbürgermeister war hellauf begeistert. Wir haben die Spenden zusammenbekommen, und nach einem Jahr stand der Steg an unserem Strand, auf dem behinderte Menschen im Rollstuhl wunderbar baden gehen können. Das war toll, das hat Spaß gemacht. Der Steg ist heute noch da. Später schickte mich der Oberbürgermeister dann in die Wirtschaftsförderung der Stadt. Ich habe geholfen, Arbeitskräfte zu vermitteln, und später habe ich mich um Sorgen und Wünsche der Firmen gekümmert, um Straßenbeleuchtung oder darum, dass die Straßen bei ihnen zuerst geräumt werden im Winter, weil sie so früh anfangen mussten.

Du warst ja immer dienend in der zweiten Reihe, nie entscheidend in der ersten. Hat Dich das nicht auch mal gewurmt?
Nein, das hat mich nie gewurmt. Ich hatte das große Glück, unter Oberbürgermeistern zu dienen, naja, sagen wir: zu arbeiten, die sehr verständig waren. Die immer wieder gefragt haben, zugehört, mich einbezogen. Ich hatte nie den Eindruck, ein Kofferträger zu sein. Natürlich haben andere die Entscheidung getroffen. Aber ich habe durch meine Informationen und Beratung meinen Teil dazu beigetragen.

Wurdest Du denn nach der Wende einfach so Beamter?
Nein. Damals sollte alles, was hoheitsrechtlich war, verbeamtet werden, und das galt auch für meine Abfallentsorgung. Ich konnte damit aber erst einmal gar nichts anfangen. Beamter, was soll das? Ich habe dann bei Verwandten im Westen angerufen und gefragt, ob ich das machen soll. Der eine lachte laut, der andere verwies auf die steuerrechtlichen Vorteile. So wurde ich 1996 verbeamtet.

Beamter fürs Leben.
Genau.

Und nun feierst Du also Deinen Abschied in die Rente.
In den Vorruhestand!

Du hast seit Monaten dein Büro auf- und ausgeräumt. Was bleibt von Deiner Arbeit für die Stadt, von fast 35 Jahren?
Es bleibt viel. Wenn ich durch die Stadt gehe und zum Beispiel einen Müllcontainer-Platz sehe, den ich mit ausgesucht habe, der eingehaut und schick gemacht wurde, aber eben noch immer da ist, denke ich: Das habe ich gemacht. Oder wenn ich den Badesteg sehe. Das ist meines. Ich bin der Stadt natürlich auch weiter verbunden und werde jetzt nicht in Leserbriefen behaupten, ich wüsste alles besser.

Und Du kannst für Dich sagen, dass Du die Stadt besser gemacht hast?
Nein, das wäre ziemlich hochtrabend. Nee, so würde ich das nicht sagen. Ich habe meinen Teil dazu beigetragen, dass das Leben hier in normalen Bahnen weiterging.

MYSTÈRE



HOFACKER



Rubine, Saphire, Tsavorite und Diamanten erschaffen eine berauschende Symphonie edler Steine.

www.goldschmiede-hofacker.de
Koblenz | Trier



Dienstende: Thomas Verch verlässt sein Büro, das mit ihm älter geworden ist.



Foruzan Ghaffari aus Afghanistan hat in den vergangenen drei Jahren lesen, schreiben und schneiden gelernt.

Mansoureh Kazemi zieht ihren Lippenstift nach und rückt das Kopftuch zu- recht, Foruzan Ghaffari drapiert den safrangelben Schal über die Schultern von Nicole von Alvensleben. Neda Kazemi trägt den gleichen Schal als Kopftuch. Es sind Stücke, die von Afghaninnen genauso getragen werden können wie von Deutschen. Mode, die verbindet. Die Frauen stellen sich mit ihren Kolleginnen auf der Wendeltreppe einer Villa im Frankfurter Westend zum Foto auf.

In der Villa, die der KfW-Stiftung gehört, werden an diesem Abend Preise für Start-ups verliehen, die sozialen Zwecken dienen oder Migranten in Arbeit bringen. Die Frauen der Schneiderwerkstatt „Stitch by Stitch“ haben den Preis schon vor drei Jahren bekommen. Nun berichten sie den anderen Unternehmern und Förderern von ihrer Erfolgsgeschichte – und präsentieren die erste eigene Kollektion.

Ein Mitarbeiter des Wirtschaftsministeriums sagt in seiner Rede, das Thema Flüchtlinge sei zu Beginn des Förderprojekts noch viel positiver besetzt gewesen. Damals, 2015, feierten die Deutschen sich für ihre Willkommenskultur. Heute sei das Klima anders, doch die hier versammelten Unternehmen zeigten, wie Integration gelingen könne.

Die Modedesignerin Claudia Frick, heute 45 Jahre alt, fand damals für ihr eigenes Label nur schwer Schneiderinnen in Deutschland. Asien kam aus wirtschaftlichen und ethischen Gründen nicht in Frage. Ihr Lebenspartner, Franzose und fasziniert von der Willkommenskultur, die es in Frankreich so nie gab, sagte: „Und wenn du Flüchtlinge anstellst?“

Frick sprach mit Nicole von Alvensleben, 49, einer befreundeten Designerin, die Social Entrepreneurship studiert hat und schon länger ein Unternehmen gründen wollte, das sozial und wirtschaftlich

Sie nähen an ihrer Zukunft

Alle reden über Integration. Zehn Frauen aus Syrien, Iran und Afghanistan reden lieber über Farben, Schnittmuster – und Freiheit.

Von Leonie Feuerbach, Fotos Wonge Bergmann

erfolgreich ist. Sie gründeten „Stitch by Stitch“ und stellten geflüchtete Frauen an, viele von ihnen Schneiderinnen, die bei ihnen gut neun Euro pro Stunde verdienen. „Diese Frauen kommen aus Ländern, in denen Handarbeiten und Nähtechniken bekannt sind, und sie sind hoch motiviert“, sagt von Alvensleben. „Der Beruf des Schneiders ist auf der ganzen Welt derselbe“, sagt Frick. „Auch wenn man die Fachbegriffe erst in der anderen Sprache lernen muss. Mode ist eine globale Sprache.“

Die einzige, die am Anfang weder Deutsch noch die Sprache der Mode sprach, war Foruzan Ghaffari. Sie ist 24 Jahre alt und kommt aus Kabul. Mit 16 verheirateten ihre Eltern sie mit einem Mann, den sie sich nicht ausgesucht hatte.

Mit 17 bekam sie ihr erstes Kind, eine Tochter, mit Anfang 20 einen Sohn. Ghaffari ist in Afghanistan nie zur Schule gegangen, hat in ihrer Muttersprache Dari weder lesen noch schreiben gelernt. Und kann es jetzt auf Deutsch. Sie macht eine Ausbildung zur Maßschneiderin und hat in der Berufsschule Unterricht in Mathematik, Textilkunde und Geschichte.

Einige Tage vor der Präsentation bügelt sie in der Werkstatt im Frankfurter Stadtteil Bornheim einen Stoff, den sie danach umnähen will. Die Werkstatt liegt in den Räumen eines zweistöckigen Gebäudes im Hinterhof einer Tanzschule, nebenan eine Boutique, eine Spielhölle, ein Cevapçici-Grill und ein hippos mexikanisches Café. Die Frauen nähen hier in kleiner und mitt-

lerer Stückzahl für andere Labels und, weil das so gut klappte, nun auch für „Stitch by Stitch“. Sie bekommen Deutschunterricht, Nachhilfe für die Berufsschule und essen mittags gemeinsam.

Ghaffari klappt den Stoff um, hält das Maßband an, bügelt. Korrigieren muss sie sich nie – immer hat sie den Stoff um genau einen Zentimeter umgeschlagen. Dabei hat sie in Kabul nie genäht – anders als eine ihrer Kolleginnen, die aus einer Schneider-Familie stammt, und einer weiteren, die nach der Flucht aus Syrien zunächst in der Türkei lebte und dort in einer Fabrik Couture-Kleider bestickte, darunter ein Kleid für Shakira. Für von Alvensleben und Frick war es ein Risiko, Ghaffari den Deutschkurs zu bezahlen und ihr eine Ausbildungsstelle anzubieten. Aber es hat sich gelohnt.

Auch die anderen Näherinnen überraschen die Gründerinnen immer wieder. Und sei es bloß, weil sie die beiden dazu bringen, ihre eigenen Vorurteile zu hinterfragen. Etwa bei der Sache mit den Konten. Einige Frauen hatten nur Gemeinschaftskonten mit ihren Männern, eine sogar nur das ihres Manns. Da sagten Frick und von Alvensleben ihr, sie könnten ihr Gehalt nicht auf dieses Konto überweisen. Die Frau eröffnete ein eigenes Konto – und eine Woche später wollten alle Frauen ein eigenes Konto haben. „Wir dachten: Oje, jetzt haben wir die Revolution losgetreten“, erzählt von Alvensleben. „So war es aber gar nicht.“ Die Männer akzeptierten, dass vieles in Deutschland anders funktioniert. „Die Beziehungen sind viel gleichberechtigter, als wir dachten.“

Das müssen sie auch sein. Denn während die jungen Frauen durchstarten – der Gesellenbrief entspricht einem Realschulabschluss, mit einem Meisterbrief dürfen sie sogar studieren –, haben ihre Männer noch keine Ausbildung oder Arbeit gefunden. Sie kümmern sich um den Haushalt,



Mansoureh Kazemi, die aus Teheran kommt, ist im dritten Jahr der Ausbildung zur Maßschneiderin.

während ihre Frauen bei der Arbeit sind. Manchmal bringen sie ihnen selbstgekokochtes Essen in Tupperdosen vorbei. Der Mann von Foruzan Ghaffari, erzählt sie, finde es gut, dass sie arbeitet. Und sie liebt ihn, obwohl die Ehe arrangiert war.

Später stehen die Frauen gemeinsam um einen Schneidertisch herum, diskutieren an Stoffbahnen, welche Farben ihnen gefallen, um daraus Schals und Hijabs für die Präsentation der ersten Kollektion zu nähen. Oni Ramamonjisoa aus Madagaskar gefallen das Blau, das Pink, das Braun und das Gelb. Amira Ibrahim aus Syrien mag keine der Farben. „Keine?“ Nicole von

Alvensleben lacht. Die erste Kollektion von „Stitch by Stitch“ soll ein Gemeinschaftswerk sein. Jede Frau hat ein Voterecht, auch wenn es so länger dauert.

Beim Mittagessen sitzen alle um den Tisch. Foruzan Ghaffari wärmt in der Mikrowelle ein Reisgericht auf, das ihr Mann am Vorabend gekocht hat, dann setzt sie sich zu ihren Kolleginnen. Sie unterhalten sich auf Deutsch: „Was hast du am Wochenende gemacht?“ „Ich war Eis essen.“ „Ich habe Tee getrunken mit Mansoureh.“ Manchmal diskutieren sie auch. Neulich zum Beispiel brachte Claudia Frick einen Artikel über Seyran Ateş mit,



Nicole von Alvensleben (oben) und Claudia Frick haben „Stitch by Stitch“ gemeinsam gegründet.

Deutschlands erste Imamin. Die Frauen waren verblüfft: Eine Vorbeterin ohne Kopftuch? Männer und Frauen nebeneinander im Gottesdienst? Sie glauben nicht, dass das funktioniert – würden es sich aber gerne mal anschauen. Oft geht es auch um Asylrecht, Kinderbetreuung und Heimweh. Die Frauen vermissen bestimmte Gewürze und Geschäfte mit preiswerten Stoffen. Und ihre Verwandten in der Heimat. Sie können nicht verstehen, dass es den Deutschen oft reicht, ihre Familien zu Ostern und Weihnachten zu sehen.

Fragt man Foruzan Ghaffari, was sie vermisst, fällt ihr auch nach längerem

Überlegen nichts ein. „In Afghanistan haben meine Eltern gesagt: Du darfst nicht zur Schule gehen, keine Ausbildung machen. Du musst deiner Mutter zu Hause helfen, ein Kopftuch tragen.“ Mit jedem Tag in Deutschland habe sie sich sicherer und freier gefühlt. Nach zwei Jahren trug sie kein Kopftuch mehr. „Ich kann hier so leben, wie ich will“, sagt sie. „Meine Kinder können zur Schule gehen. Ich bin glücklich.“ Nach der Ausbildung möchte sie gerne weiter als Näherin arbeiten und nebenher studieren. „Vielleicht Sozialpsychologie.“ „Stitch by Stitch“ geht es weiter. ◀

FLEXOPILLO MED

ÖKO-TEST

dormiente Flexopillo Med, 80x40 cm

sehr gut

ÖKO-TEST Magazine 09/2017

IM WERT VON 84,- EURO

WIR SCHENKEN IHNEN

BEIM KAUF EINER NATURDECKE¹

EIN KISSEN*

VOM 8.10. BIS 17.11.2018

dormiente®

BESSER GRÜN SCHLAFEN

¹ ALL SEASON oder DUODECKE DELUXE
* NUR BEI TEILNEHMENDEN HÄNDLERN.
SOLANGE DER VORRAT REICHT.



Mitte November mag man es sich noch nicht eingestehen, aber die Vorweihnachtszeit ist oft genug alles andere als besinnlich. Mit dieser Scheibe hat man zumindest in Sachen Adventskalender eingeparkt.



Griegst aus Kopenhagen fertigt seit 1963 Schmuck und ist trotzdem noch nicht sehr bekannt. (Über Dover Street Market)



Und noch ein Adventskalender, der das Leben erleichtert. Denn die Kerzenhalter (Design Letters) sind wiederverwendbar.

IKIGAI BEDEUTET LEBENSSINN

Ein ewiges Ratgebersversprechen lautet: Wie man einfach glücklich ist. Erin Niimi Longhurst, Autorin eines weiteren Glücks-Ratgebers, nimmt es komplizierter. Wer nach Japan reisen will und vorher ihr Buch „Japonismus – Die Kunst, zufrieden zu sein“ liest, wird wohl nicht auf ein zufriedeneres Leben hoffen können, aber immerhin einen entspannteren Urlaub haben.



Ja, bei diesen Räumlichkeiten haben wir es tatsächlich mit dem Holiday Inn auf Phuket (oben), mit dem Hilton Schanghai (Mitte) und dem Shangri-La in Singapur (unten) zu tun. Über Secret Escapes kann man Familienurlaub auch an Zielen buchen, die nicht gerade zu den Kinderparadiesen dieser Welt gehören. Die einzigen, die dann vielleicht am Ende abgeholt werden wollen, sind die Eltern.



Spätestens seit diesem Sommer sind Muscheln als Baustein des eigenen Looks nicht mehr zu unterschätzen. Bei Wald Berlin liegen sie jetzt auch im Herbst wie Sand am Meer herum.

072

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Kokosmilch ist jetzt ein großes Ding, aber im Harvest-Moon-Erdbeerjoghurt ist sie zu noch mehr berufen: Ein Euro pro Becher geht an die KiO – Kinderhilfe Organtransplantation e. V.



A. by Bom (über den Onlineshop Miin) ist mehr als eine koreanische Sheet-Maske. Es ist eine Schicht-Geschichte! Unter das große Sheet schiebt man nämlich ein kleineres.



Kaum zu glauben, aber in Kassel gibt es eine Marke, die nichts anderes als scharfe Lackmäntel wie diesen hier fertigt. Der Name: Kassl Editions.

FOTOS: HERSTELLER



Move Joaillerie Kollektion mit Gigi Hadid

MESSIKA
PARIS



Robuster Entwurf: Das Atelier-Gebäude „Lobe“ im Berliner Ortsteil Wedding soll Arbeiten und Leben, Privates und Öffentliches vereinen – und das mindestens ein halbes Jahrhundert lang.

WEDDING PLANNER

Kommt er nun, oder kommt er nicht, der Wedding? Das ist eine der Voraussagen, denen man in Berlin selbst so wenig Aufmerksamkeit schenkt wie der Frage, ob es irgendwann passable Radwege in Mitte geben wird. Die damit verbundene Frage nach der Gentrifizierung lässt sich ohnehin nicht eindeutig beantworten. Sicher, die Samwer-Brüder (die Investoren hinter dem Start-up-Inkubator Rocket Internet), haben sich vor kurzem mit dem Kauf der Uferhallen unbeliebt gemacht, in denen 50 Künstler ihre Ateliers haben und Tanzaufführungen stattfinden. Anderswo an der Panke, dem Nebenfluss der Spree, der Wedding kreuzt, errichten Luxusimmobilienfirmen Neubauten mit Wohnungen für Kleinfamilien, von einer halben Million Euro an aufwärts. Ansonsten aber ist im Herzen des Weddings, in Gesundbrunnen, von Aufbruch oder gar Umbruch wenig zu spüren. Auf der Badstraße dominieren weiter die gleichen Falafel-Imbisse, Wettbüros und Schnäppchenläden. Statt Bio-Äpfel aus Brandenburg gibt es Granatapfelsaft. Die afrikanischen Männer tragen Kofia, die muslimischen Frauen Kopftuch. Und alle tragen die Tüten der türkischen Obst- und Gemüsehändler – auch die Ur-Berliner, die sich über Kaltmieten von zehn Euro echauffieren. Der Kiez, fünf U-Bahn-Stationen vom Alexanderplatz entfernt, ist bunt und multikulturell. 40 Prozent der Anwohner haben einen ausländischen Pass. Er ist aber auch

Ein betongraues Terrassenhaus in Berlin soll Künstler, Kulturschaffende und Kinder zusammenbringen.
*Von Julia Stelzner
Fotos Andreas Pein*

ein „Problemviertel“: Nur rund ein Drittel der Bewohner zahlt Sozialversicherungsbeiträge, zwölf Prozent sind arbeitslos oder arbeitssuchend gemeldet. In den Parks verfängt sich Müll im Geäst. Davon abgesehen ist der Wedding einer der wenigen verbliebenen Kieze in Berlin, die in ihrer unaufgeräumten Art sehr entspannt sind. Anders als Hipster-Gegenden in Neukölln oder Kreuzberg, in denen das Banana Bread vier Euro kostet. Der Wedding ist auch die Wahlheimat von Olivia Reynolds. Die Londonerin ist Bauherrin des Ateliergebäudes „Lobe“, ein paar Minuten Fußweg vom Bahnhof Gesundbrunnen entfernt. Was da zwischen einer Kletterhalle, den Gleisen der scheppernden Ringbahn-Züge und Gebrauchtwagenhändlern entstanden ist, wird in der Architekturszene schon jetzt wohlwollend besprochen. Von der Straße aus wirkt der Bau trotz der vollflächigen Verglasung undurchdringlich, erst von der Rückseite aus kommt einem das stufenförmig aufgebaute Gebäude so vor, wie es gedacht war: als Gewerbebau, der gleichzeitig eine Community beherbergt. Olivia Reynolds war lange in einem Bauwagen gleich neben der Baustelle anzutreffen. Mittlerweile lebt sie mit ihrer Familie im Haus, in der Hausmeisterwohnung. Die 46 Jahre alte Britin, die eigentlich Künstlerin und Kuratorin ist und Deutsch fast so gut spricht wie Englisch, hat immer irgendetwas zu tun: die Fragen der Mieter beantworten, die bei einem Neubau anfallen; das Meerschweinchengehege putzen; mit der Aufzugfirma über kaputte Platinen diskutieren. Unterstützt wird sie von Elke Falat, ebenfalls Kuratorin und Projektleiterin. Die beiden Frauen haben sich in Reynolds' alter Galerie im Wedding kennengelernt. Auch die hieß „Lobe“, ein Akronym für London-Berlin, und war als nicht-kommerzieller Ort für Kunst konzipiert, an dem sich Künstler treffen, um eine Ausstellung zu planen oder um gemeinsam zu kochen. „Die Kunstszene kann ziemlich blutleer sein“, sagt Elke Falat. „Olivia aber hatte in ihrer Galerie statt eines Schreibtisches mit Macbook einen Profi-Gasherd stehen.“ Das setzte den Maßstab für das neue, weit größere Projekt. Für Olivia Reynolds, die mit 20 Jahren ihre erste eigene Immobilie mit einem Kredit gekauft hatte, war immer klar, dass ihr Haus neben Ausstellungsräumen und



L É M A N G R A N D B L E U

Caran d'Ache hat sich von der landschaftlichen Schönheit des Genfersees und seinem Farbzauber zu einem Schreibgerät inspirieren lassen, das Fernweh weckt und uns träumen lässt. Das Léman Grand Bleu Schreibgerät überrascht ebenso wie er blendet. Durchscheinender blauer Lack lässt die fein eingravierten Wellen so intensiv glitzern wie das kristallklare Seewasser. Erhältlich als Füllfederhalter, Tintenroller, Kugelschreiber und Minenhalter. Caran d'Ache. Die Exzellenz des Swiss Made seit 1915.

CARAN D'ACHE
Genève

einer Wohnung auch ein Café, einen Garten und am besten ein Yoga-Studio enthalten sollte. „Ich habe mein Haus in London-Hackney verkauft, um in Berlin etwas Neues entstehen zu lassen, das für die Gemeinschaft ist“, sagt sie. Dafür war ein passender Architekt nötig – einer wie Arno Brandlhuber, der für seine rabiat freien, auf das Wesentliche komprimierten und gesellschaftlich relevanten Entwürfe bekannt ist.

Reynolds wollte etwas Ein- oder Zweigeschossiges, Brandlhuber ging mit vier Etagen auf maximale Höhe. Er plante das Haus so hoch wie das Nebengebäude, fünf Stockwerke – Boden in Berlin ist schließlich knapp geworden. „Es wäre Unsinn gewesen, das Grundstück nicht komplett auszunutzen“, sagt der Architekt. Er entschied sich für ein Terrassenhaus, einen Typ, der in Deutschland weit weniger verbreitet ist als in der Schweiz, wo sich die Sichtbeton-Komplexe in den Sechzigern besonders oft in Hanglagen einfügten. „In Terrassenhäusern ist eine Heterogenität möglich, die Arbeiten und Leben sowie Privates und Öffentliches vereint“, sagt Brandlhuber.

Für das „Lobe“ bedeutet das: Die größeren Flächen unten eignen sich für ein Restaurant. In der Mitte sind Büros gut aufgehoben. Und oben, wo es kleiner wird, sind Studios, in denen eine Schlafcouch steht, weil es beim kreativen Arbeiten gerne auch mal spät wird. Die Terrassen fungieren als Boulevard oder als Biotop, in dem ein neues soziales Miteinander wächst. „Verpflichtende Nachbarschaft muss man lernen“, sagt Brandlhuber. „In einem Terrassenhaus gibt es keinen komplett privaten Raum. Man muss das Fremde irgendwie akzeptieren.“ Andererseits hat die Gestaltung im Vergleich zu Beletagen des 17. Jahrhunderts etwas radikal Demokratisches, weil alle Bewohner eine Außenfläche haben.

Das Terrassenhaus im Wedding ist mit Sichtbeton im Inneren und wasserundurchlässigem Beton außen bewusst robust angelegt und soll mindestens ein halbes Jahrhundert überdauern. Die langlebige, weil flexible Nutzung sieht auch vor, dass die Mieter sich Wände einziehen und mit ihrem Raum machen können, was sie wollen. Die Nutzungsneutralität erlaubt es, dass, was heute Gewerbe ist, in 20 Jahren Wohnraum sein kann.

An Brandlhubers Entwurf hatte die Bauherrin nichts zu beanstanden. „Da lasse ich den Künstlern ihre Freiheit“, sagt Olivia Reynolds. „Ich habe ihn nur gefragt, wie ich das alles bezahlen soll.“ Eine Gewerbeimmobilie benötigt wesentlich mehr Eigenkapital als Privateigentum. „Wir haben fast zwei Jahre lang verschiedenen Banken unser Projekt präsentiert, um einen Kredit zu bekommen“, sagt Falat. „Die häufigste Frage, die wir dabei zu hören bekamen, war die nach Olivias Mann oder unseren Geschäftspartnern.“ Am Ende stieg die GLS Bank ein.

Im September 2016 war Baubeginn. Inzwischen sind alle Mieter eingezogen. Die Terrassen sind hier und da



Boulevard der Bewohner: Die breiten Terrassen des Gebäudes bieten viel Raum für Gespräche unter Nachbarn.



Begegnungsort im Betonbau: Im Erdgeschoss haben Caecilia Balczus und Jessica-Joyce Sidon das „Pahr“ eröffnet.



Wahlheimat Wedding: Olivia Reynolds aus London hat mit ihrem Gemeinschafts-Projekt in Berlin noch viel vor.

WEDDING PLANNER

begründet, im Yoga-Studio finden Kurse statt. „Uns war es wichtig, dass verschiedene Talente im Haus eine Balance bilden und der Nachhaltigkeitsaspekt eine Rolle spielt“, sagt Reynolds. Deshalb, sagt Elke Falat, sei das Zusammenstellen der Mieter für das Haus „wie Kuratieren“ gewesen. Einem großen Autohersteller sagten die beiden ab. Viele Mieter arbeiten zur Zeit noch im Provisorium, für sie ist das Teil des Konzepts. Ohnehin wirkt das „Lobe“ wie eine riesige Petrischale voller Mikroorganismen. Doch langsam zeichnet sich eine gemeinsame Kultur ab. Beim Grillen auf dem Dach, beim Honigernten im Garten, bei Veranstaltungen wie der Vernissage der Künstlerin Carla Chan oder der Shop-Eröffnung des Modelabels Hund Hund lernt man sich kennen.

Das Studio von Hannes Brunner liegt im dritten Stock. Der Bildhauerei-Professor der Kunsthochschule Berlin-Weißensee hatte von Anfang an Interesse an einer Einheit im „Lobe“. „Ich kenne Olivia Reynolds schon länger und mag, wie sie denkt.“ Seinen Hauptwohnsitz hat Brunner in der Schweiz. Das Studio im „Lobe“ reizt ihn wegen der offenen Architektur und des sozialen Kommunikationsraums, der sich dadurch bietet. Caecilia Balczus und Jessica-Joyce Sidon betreiben das Restaurant „Pahr“ im Erdgeschoss. Es ist ihr erstes Restaurant, beide haben zuvor im Event- und PR-Bereich gearbeitet. Mit Kaffee und Gebäck von morgens bis nachmittags, mittags drei Gerichten mit überwiegend saisonalen Zutaten und zweimal in der Woche Abendessen wollen die beiden auch Gäste von jenseits des Weddings anziehen.

Auch die Bauherrin hat noch viel vor. Mit Artist-in-Residence-Programmen in Studios unter der Dachterrasse will sie fortsetzen, was sie einst in der Galerie begonnen hat. Draußen soll ein Nachbarschaftsgarten für 20 bis 25 Paare, Einzelpersonen und Familien aus dem Wedding entstehen. Kinder aus den Kitas der Gegend sollen den Garten wie auch den Streichelzoo mit Hühnern, Hasen und Meerschweinchen besuchen können. Für den Projekt-raum sind Lesungen, Konzerte und Ausstellungen geplant. Mit dem Kulturverein Co-Culture ist man im Gespräch. Ein „Sustainable Design Weekend“, mit Mietern aus dem Haus wie den Modelabels R.EH, Nix, Hund Hund oder Biobrush, einer biologisch abbaubaren Zahnbürste, ist ebenfalls geplant.

Obwohl der Bau teurer wurde als geplant, hält Olivia Reynolds an ihrem Projekt im Wedding fest – auch wenn Kritiker in ihr einen der ausländischen Investoren sehen, die in Berlin schnell Rendite machen wollen. „Wedding hat viele Immigranten“, sagt sie. „Dazu zähle ich mich auch. Ich fühle mich hier freier als anderswo in Berlin, wo eine gutverdienende Mittelschicht wohnt.“ Im Grunde ähnelt der Wedding dem früheren East-London: ethnisch durchmischt und ein bisschen trotzig. Im Wedding hat Olivia Reynolds gefunden, was dort verlorengegangen ist. ◀

Jahre
275



Brahmfeld & Gutruf



Uhr „L'Heure du Diamant“ von Chopard mit Diamanten und Perlmutter-Zifferblatt, Buchstabenanhänger von Cada aus 18 Karat Weißgold mit Brillanten

SCHLECHT VERSTECKT

Im Safe liegen Schmuck und Uhren nicht unbedingt sicher. Besser man verwahrt sie in den chaotischen Ecken. Da sind sie schlecht versteckt, da sucht sie kein Einbrecher.

*Fotos Valentin Jeck
Produktion Lynn Schmidt*



Im Uhrzeigersinn von links unten: Uhr „Tribute to Pallweber Edition 150 Years“ von IWC mit blauem Zifferblatt, Uhr „Meister Chronoscope“ von Junghans mit blauem Lederarmband, Uhr „Monblanc Bohème Day & Night“ von Montblanc mit Stahlarmband, Uhr „Pano Matic Lunar“ von Glashütte Original mit einer kleinen Sekunde, Panoramadatum und Mondphase, Uhr „Bauhaus“ von Nomos mit rotem Element auf dem Zifferblatt, Kreolen-Ohrhinge „Chaine D'Ancre Game“ von Hermès aus Silber, ovaler Ring „Chaine D'Ancre Enchainee“ von Hermès aus Silber, Halsreif von Messika aus 18 Karat Weißgold mit Diamanten, Armspange von Messika aus Weißgold mit Diamanten, Uhr „Code Coco“ von Chanel aus schwarzer Keramik mit Diamanten



Von links nach rechts:
Uhr „Manero Flyback“
von Carl F. Bucherer
mit braunem Leder-
armband, Kette und
Anhänger von Hofacker
Goldschmiede mit
18 Brillanten, Citrin
und Aquamarin, Ring
von by Kim (über
Wempe) aus 18 Karat
Weißgold mit Topasen
und Brillanten,
Anhänger von Cada
aus 18 Karat Roségold,
Sterlingsilber mit
Fancy-Saphiren,
Ring von Piaget aus
18 Karat Roségold mit
234 Brillanten, Ring
von Piaget aus 18 Karat
Roségold mit einem
Brillanten, offene
Armreifen von Piaget
aus Roségold, Uhr
„Altiplano Ultimate
Automatic“ von Piaget
aus 18 Karat Roségold

SCHLECHT VERSTECKT

Kette aus Gelbgold und
Platin mit Baguette-
diamanten (8,9 Karat)
und runden Diamanten
(28 Karat) sowie Ring
aus Platin mit einem
Brillanten von 1,6 Karat,
in der Mitte umgeben
von 98 Brillanten
von Tiffany & Co.
Schlumberger, Ohringe
von Tiffany & Co.
(„Travelling Collection
2018“) aus Platin mit
blauen Saphiren und
Diamanten



Uhr von Patek Philippe
aus Weißgold mit
Ewigem Kalender, mit
dunkelblauem
Lederarmband und
Zifferblatt



Von links nach rechts:
Kette von Saskia Diez
mit transparenten
Kugeln, Uhr „Big Bang
One Click Italia
Independent“ von
Hublot in Dunkelgrün,
Uhr „Superocean
Héritage II“ von
Breitling mit Keramik-
Lünette und einem
Armband aus
Kautschuk, Armband
von Golpira mit
Goldnuggets



SCHLECHT VERSTECKT



Links: Uhr „Oyster Perpetual GMT-Master II“ von Rolex mit zweifarbigem Cerachrom-Lunette aus brauner und schwarzer Keramik, schwarzem Zifferblatt und Oyster-Band; rechts: Uhr „Oyster Perpetual 36“ von Rolex aus Edelstahl mit schwarzem Zifferblatt und Oyster-Band



Im Uhrzeigersinn von links unten: Uhr von Dolce & Gabbana mit rosa Lederarmband, Gliederkette von Saskia Diez, Ring von A. Odenwald mit 49 Brillanten und einem Chalcedon, Armband von A. Odenwald mit 32 Saphiren aus 18 Karat Gold, lange Kette von Dolce & Gabbana mit bunten Steinen, Ring von Al Coro mit 96 Brillanten und einem Topaz, Uhr von Frédérique Constant mit bordeauxfarbenem Lederarmband, Ring von A. Odenwald aus 18 Karat Gold mit elf Saphiren, lange Kette von Al Coro mit weißen Brillanten und Türkis-Intarsien, Armreif von Dolce & Gabbana aus der „Rainbow-Collection“ sowie passende Kreolen

SCHLECHT VERSTECKT

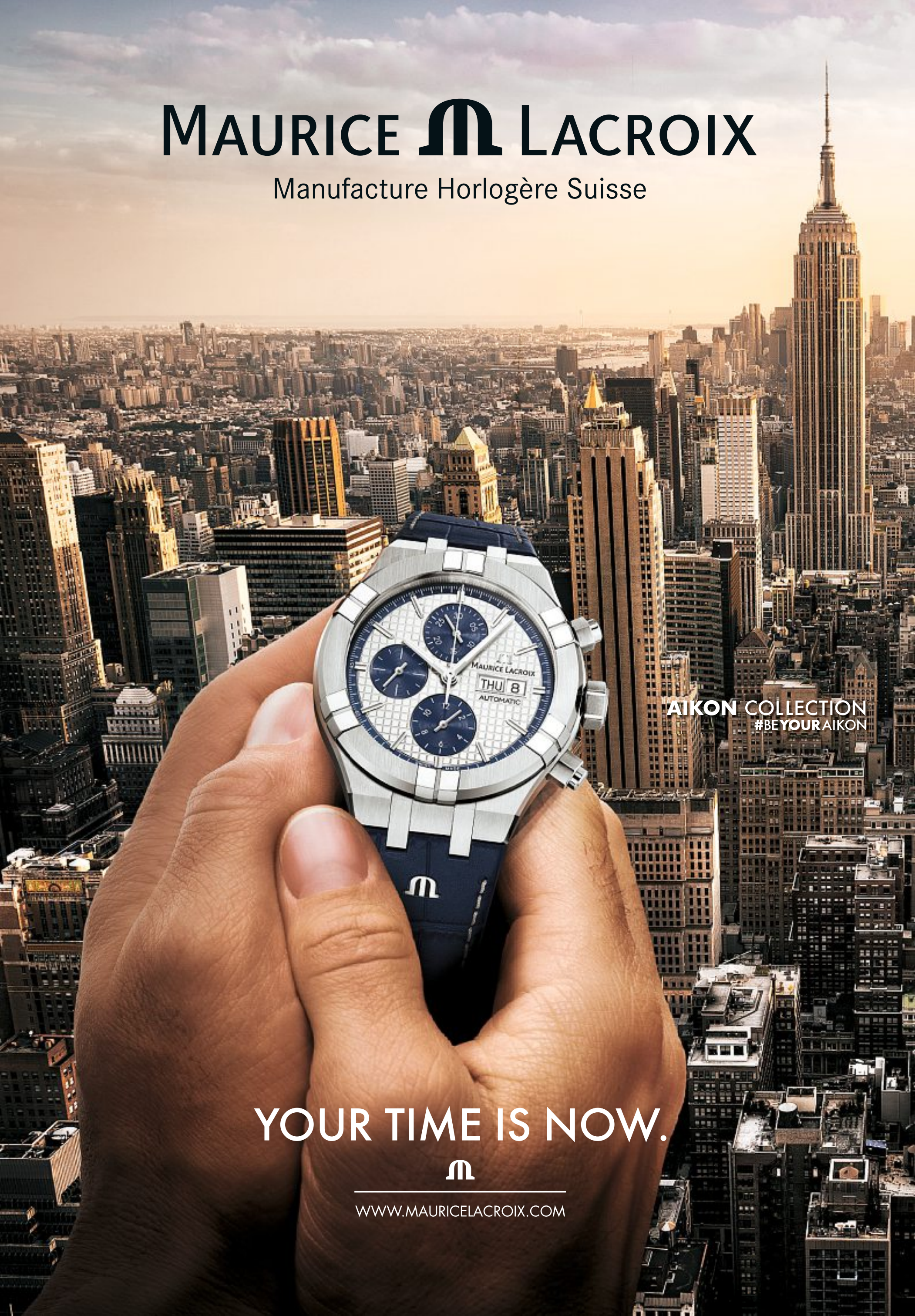


Von oben nach unten
(alles von Cartier):
Kette „Panthère de
Cartier“ aus 18 Karat
Gelbgold, besetzt mit
Brillanten, Tsavoriten
und Onyx-Steinen, Uhr
„Tank Louis Cartier“
mit einem Armband
aus Alligatorleder,
daneben eine Kette aus
18 Karat Rotgold mit
Korallen, Onyx-Steinen
und Diamanten, links
unten Armreif „Juste
un Clou“ aus 18 Karat
Rotgold, daneben
Armband aus 18 Karat
Rotgold mit Korallen,
Onyx-Steinen und
Diamanten, Ring
„Juste un Clou“ aus
18 Karat Rotgold mit
241 Diamanten im
Brillantschliff

Fotograf: Valentin Jeck
Produktion: Lynn Schmidt
Assistenz: Lara Werner

Fotografiert am 20. September 2018 in München

SCHLECHT VERSTECKT



MAURICE LACROIX

Manufacture Horlogère Suisse

AIKON COLLECTION
#BEYOURAIKON

YOUR TIME IS NOW.



WWW.MAURICELACROIX.COM



Blancpain **Fifty Fathoms Bathyscaphe**
Fifty Fathoms (50 Faden) sind etwa 91,5 Meter. Das ist die Wassertiefe, bis zu der die erste Blancpain-Taucheruhr nach Vorgaben der französischen Marine dicht halten sollte. Das war 1953. Nun haben die Schweizer eine moderne Interpretation der einstigen Militäruhr an Bord. Deutlich größer (43 Millimeter), deutlich dichter (bis 300 Meter), deutlich leistungstärker (120 Stunden Gangreserve). Leider auch deutlich teurer: zu haben für 11.780 Euro.



Longines **Master Jahreskalender**
Retro-Design pflegt Longines eigentlich mit seiner Museumskollektion, in der aber nur stark limitierte Oldies wiederaufgelegt werden. Daneben haben die Schweizer die Master-Collection im Programm, deren Gestaltung sich ebenfalls an früher orientiert. Die Zugehörigkeit zur Swatch-Gruppe ermöglicht Longines den günstigen Zugang zu moderner ETA-Uhrentechnik. Ein Jahreskalender für weniger als 2000 Euro ist schon ein Wort: 1940 Euro.



Breguet **Classique Extraflach**
Wer das Uhrmacher-Genie Abraham-Louis Breguet (1747–1823) im Firmennamen führt, kann eigentlich nicht anders, als klassische Uhren mit moderner Technik zu bauen. Altherwürdig wirkt die 5,4 Millimeter flache Roségolduhr mit handgüellochiertem Zifferblatt, römischen Ziffern und gebläuten Zeigern. Darin tickt ein hauseigenes Automatikwerk, das von einer Hightech-Silizium-Hemmung gesteuert wird. Preis: 18.100 Euro.



Carl F. Bucherer **Manero Flyback**
Carl F. Bucherer ist eine Marke, die aus dem Luzerner Uhrenfachgeschäft hervorgegangen ist, das dieses Jahr seinen 130. Geburtstag feiert. Das Traditionshaus hat neben sehr modernen Uhren auch klassische Designs im Programm – wie zum Beispiel die elegante Manero Flyback. Sie weist ein fein gezeichnetes Zifferblatt und ein darunter liegendes Chronographen-Automatikwerk auf. Von 5500 Euro an.



Girard-Perregaux **Laureato Ceramic**
Gereiften Uhrenfreunden ist „Die Reifeprüfung“ wohlbekannt. Weniger bekannt ist, dass dieser Film aus dem Jahr 1967 als Namenspathe einer Automatikuhr von Girard-Perregaux diente. Seit 2016 gibt es nun eine modernisierte Laureato, seit kurzem auch eine mit kratzfestem Keramikgehäuse. Die Uhr mit Manufakturtechnik ist ein Hingucker, der Preis hat aber kein Happy End: 16.400 Euro.



Junghans **Max Bill Mega**
Eigentlich war der Schweizer Max Bill (1908–1994) Architekt und bildender Künstler – aber daneben auch ein begnadeter Designer. Er gestaltete unter anderem Zifferblätter für die Uhrenfabrik Junghans, die erst in Küchenuhren eingesetzt und dann für Armbanduhen adaptiert wurden. Das minimalistische Design aus dem Jahr 1961 ist so zeitlos, dass es ohne weiteres auch mit moderner Funkuhren-Technik harmoniert. Von 795 Euro an.

UR MODELLE

Retro-Design muss nicht antiquiert sein.
Die Uhrenbranche bedient sich gerne historischer Vorbilder –
und gönnt ihnen moderne Technik.

Von Martin Häußermann



Tag Heuer **Monaco Cal. 11 Gulf**
Wer in den Siebzigern aufgewachsen ist und Motorsport-Fan war, der muss jetzt ganz stark sein. Denn Tag Heuer hat den rechteckigen Monaco-Chronographen, den Steve McQueen im Film „Le Mans“ trug, mit einem Zifferblatt in den Farben der Schmierstoff-Marke Gulf aufgelegt. Richtig, so waren der Ford GT 40 und zahlreiche Porsche-Rennwagen lackiert. Als Motor wurde das Kaliber 11 mit der Krone links wiederbelebt. 5250 Euro.



Seiko **Presage Hi-Beat**
1965 baute Seiko seine erste Taucheruhr, drei Jahre später ein Modell mit einem Schnell-schwingerkaliber, was zu dieser Zeit technisch hervorragend war. Zum 50. Geburtstag dieses Meilensteins legen die Japaner die Uhr wieder auf, angetrieben vom modernen Uhrwerk Kaliber 8L55 und natürlich limitiert. Von den nur 1500 Exemplaren eines in Deutschland zu ergattern könnte schwierig werden. 5500 Euro.



Zenith **Pilot Type 20**
Viele Hersteller bauen heute Bronze-Uhren. Auch Zenith hat dieses Gehäusematerial für sich entdeckt. Bronze passt gut zum altertümlichen Design der Pilot Type 20 – und zu dem rauen Band aus Rindsleder. Dass die Schweizer ein kleines Uhrwerk (Zenith „Elite“; 25,6 Millimeter) in ein großes Gehäuse (40 Millimeter) stecken, mag man ihnen kaum noch vorwerfen. Das machen ja heute fast alle. Von 5900 Euro an.



Glashütte Original **Sixties**
Mit Glashütte Original kann man gut auf Zeitreise gehen – in die Siebziger mit den rechteckigen Modellen der Seventies-Linie oder in die Sechziger mit den runden Sixties-Uhren. Hier wie da tickt feine Manufaktur-Mechanik in Edelstahlgehäusen. Die hochwertigen Zifferblätter mit Schziger-Jahre-Typographie sind eine Augenweide. Extrovertierte entscheiden sich für das grün oder blau galvanisierte Blatt, der Rest wählt Silber oder Schwarz. 7800 Euro.



Patek Philippe **Calatrava Pilot**
Flieger, grüß mir die Sonne! Gülden leuchtet die neue Pilotenuhr von Patek Philippe am Handgelenk. Das ist ungewöhnlich für eine Instrumentenuhr, aber bitte. Immerhin verfügt sie auch über die Anzeige einer zweiten Zonenzeit im Zwölf-Stunden-Format plus Tag-Nacht-Anzeige – sie eignet sich also prima fürs Reisen. Getragen wird sie wohl eher von First-Class-Passagieren als von Piloten: 42.850 Euro.



Certina **DS Action**
Mit dem Konzept Double Security (DS) hat sich Certina schon in den späten fünfziger Jahren einen Namen gemacht. DS kombiniert erhöhte Stoßsicherheit durch eine spezielle Aufhängung des Uhrwerks mit einem verbesserten Dichtungssystem. Die DS PH200M verkörperte als eine der ersten Certinas dieses Konzept. Nun wird sie wiederaufgelegt – und von einem Automatikwerk mit 80 Stunden Gangreserve angetrieben. Der Preis ist wirklich fair: 695 Euro.



Nomos Glashütte **Tangente Update**
Im Zusammenhang mit Nomos Glashütte von Retro-Design zu reden, ist zugegebenermaßen mutig – die Marke gibt es seit 1990. Doch die Gestaltung des Modells Tangente folgt eindeutig den Richtlinien der Bauhaus-Schule – und die feiert nächstes Jahr ihren 100. Geburtstag. Nun hat die Tangente mit dem neuen Uhrwerk Kaliber DUW 6101 ein technisches Update erfahren. Das schlägt sich nicht nur in der Modellbezeichnung nieder. Von 3200 Euro an.



Omega **Seamaster 1948**
Nicht nur für Uniformierte! Omega lieferte im Zweiten Weltkrieg Uhren an die britische Luftwaffe und Marine. Wegen der Zuverlässigkeit und Robustheit entschieden die neutralen Schweizer 1948, diese Uhren künftig auch Zivilisten zugänglich zu machen – und sie Seamaster zu nennen. 70 Jahre später wird mit einer auf 1948 Exemplare limitierten Replika daran erinnert. Modern an dieser Uhr ist nur das Chronometer-Kaliber. 6100 Euro.

„ICH HABE MICH IMMER AUSGESCHLOSSEN GEFÜHLT“

Claire Foy, als Königin Elisabeth II. in der Serie „The Crown“ sind Sie bekannt geworden. Jetzt spielen Sie in „Verschwörung“, der Fortsetzung von Stieg Larssons „Millennium Trilogie“, Lisbeth Salander, die tätowierte Hackerin und Rächerin misshandelter Frauen. Gibt es etwas, das die Königin und Lisbeth Salander verbindet? Auf den ersten Blick sind da nicht viele Gemeinsamkeiten. Aber als ich beide gespielt hatte, habe ich das anders gesehen. Beide vermitteln den Eindruck einer gewissen Gefühllosigkeit. Sie strahlen Kälte aus, können ihre Gefühle nicht zeigen. Das hat mich an beiden Figuren berührt. Denn eigentlich empfinden sie unglaublich viel, sie können es nur nicht ausdrücken. Sie denken zu viel darüber nach, was andere von ihnen halten, und welchen Platz sie in der für sie verwirrenden Welt haben. Als ich erfuhr, dass ich Lisbeth Salander spielen würde, dachte ich zuerst, ich spiele eine extrovertierte, explosive, verrückte Frau. Aber dann habe ich verstanden, dass ich genau das Gegenteil darstellen muss. Lisbeth hat Angst vor der Welt. Deswegen spielt sich ihr Leben vor allem innerlich ab.

Wenn Sie als Schauspielerin ein Drehbuch lesen, in dem die Hauptfigur eine Heldin ist, die gewalttätige Männer verprügelt – was geht da in Ihnen vor? Ich habe erst mal innerlich vor Freude gebuhelt! Zu Beginn des Films sehen wir, wie Lisbeth den Chef einer großen Firma bestraft, der zwei Prostituierte schwer misshandelt hat und wegen seiner Macht und seines Einflusses trotzdem nicht angeklagt werden soll. Solche Fälle gibt es ja wirklich. Lisbeth ist nicht bereit, das zu akzeptieren. Aber so sehr ich da auf ihrer Seite bin, wird Lisbeth auch von einer dunklen Seite ihrer Persönlichkeit angetrieben, der sie sich nicht stellen will. Es geht hier nicht nur um Girl-Power.

Claire Foy über ihren neuen Film „Verschwörung“, stereotype Frauen-Bilder, die Leitfigur Madonna und ihre Tochter

Mit welchen Heldinnen sind Sie aufgewachsen? Madonna war damals auf jeden Fall eine feste Größe für mich. Sie hat mir immer das Gefühl gegeben: Du bist eine Frau! Und: Es ist keine Schande, deine Sexualität auszuleben. Sie hat neue Regeln aufgestellt und neu definiert, was weibliche Schönheit bedeutet. Sie trug keine Kleider mit Blumenmotiven und keine langen lockigen Haare. Ihr Motto war: Hier bin ich, und ich meine es verdammt ernst. Dafür habe ich sie geliebt. Wer mich auch inspiriert hat, war meine Großmutter mütterlicherseits. Sie war eine Irin aus der Arbeiterklasse, die sechs Kinder großgezogen hat. Innerhalb einer Generation hat sie unserer Familie eine neue Richtung gegeben: Drei ihrer Kinder haben studiert. Ich finde es faszinierend, wie sie in unserer Familie dieses Vermächtnis geschaffen hat, dass es uns allen einmal besser gehen soll. Dafür hat sie hart gearbeitet. Eine phantastische Frau.

Wie haben Sie Ihr Selbstbewusstsein als Frau gefunden? Indem ich auf diesem Weg oft gestolpert und hingefallen bin und vieles falsch gemacht habe. Jetzt erst gelange ich an einen Punkt, an dem ich zwar noch immer nicht die ultimative Antwort gefunden habe, aber zumindest weiß, dass viele Dinge, die ich vorher getan habe, mir nicht gerade geholfen haben.

Wie meinen Sie das? Ich dachte, die Art, wie ich mein Leben gestalte, würde mir Selbstvertrauen geben. Ich habe viele Entscheidungen getroffen, weil ich meinte, davon zu profitieren. Aber tatsächlich muss der Impuls von einer anderen Seite kommen.

Woher denn? Selbstvertrauen gewinne ich nicht durch den äußeren Rahmen, den ich für mein Leben schaffe. Das ist mir jetzt klar. Ich habe wahrscheinlich an den genau falschen Stellen nach Identität und Selbstbewusstsein gesucht. Ich wusste vor allem, was ich nicht bin. Schon als junge Frau war mir klar, dass ich nicht Britney Spears bin, wenn Sie verstehen, was ich meine. Und deshalb wollte mich niemand daten. Ich bin in einer Generation aufgewachsen, in der junge Männer eine klare Definition davon hatten, was attraktiv ist und was nicht. Dabei spielte das Thema Pornografie eine große Rolle. Es ging immer darum, wie ich als Frau den Mann befriedige, und nicht um weibliche Sexualität. Das war ein großer Druck, dem man ausgesetzt war. Damals fand ich das alles sehr verwirrend. Wie umfassend dieser Druck war, wird mir eigentlich erst heute richtig klar.

Weil Sie jetzt Distanz zu Ihrer Jugend haben? Meine Tochter zu bekommen hat mir wirklich die Augen geöffnet. Ich bin fest entschlossen, sie nicht so aufwachsen zu lassen.

Was im Zeitalter der Internet-Pornografie sicher eine Herausforderung ist. Internet-Pornografie gab es zu meiner Zeit natürlich nicht. Aber es war trotzdem übel. Ich erinnere mich noch gut an das Gefühl, beurteilt zu werden und den Anforderungen nicht zu entsprechen. Ich bin auf eine Mädchenschule gegangen, und direkt gegenüber war die Schule für Jungs. Es gab bei uns nur wenige Mädchen, die das Selbstbewusstsein hatten zu sagen: Ich gehe meinen eigenen Weg und verbiege mich nicht, um Jungs zu gefallen. Ich trage, was mir gefällt. Der große Rest von uns war damit beschäftigt, wie man sein Haar glättet und sich schminkt. Letztlich ist das ein kulturelles Problem, und das macht mir Sorgen. Sicher stehen die meisten Männer auf einen bestimmten Typ Frau. Aber sollte man nur diesen Typ als Rollenmuster propagieren?

Was stellen Sie sich als Alternative vor? Vielleicht könnten wir mehr Vielfalt darstellen, die Rollenmuster in der Popkultur stärker variieren, um Menschen zu schützen. Aber natürlich habe auch ich nicht die perfekte Lösung parat.

Als Sie Lisbeth Salanders Wut spielen mussten, haben Sie die auch aus solchen Erfahrungen gezogen? Ungerechtigkeit hat mich schon als Jugendliche bewegt. Es hat mich wütend gemacht, unterschätzt zu werden. Ich fand es verletzend, von anderen beurteilt zu werden. Man weist dir einen Platz zu, steckt dich in eine Schublade, von der die anderen meinen, genau hier gehörst du hin. Andere Bereiche standen mir nicht zu. Lisbeth hat ähnliche Gefühle, deshalb lebt sie in einer Parallelwelt, in der sie der Boss ist. Da wird sie so respektiert, wie sie ist. Außerhalb dieser Welt aber halten die anderen sie für einen Freak, ein Opfer, sie sehen sie nicht als vollwertige Frau. Man unterschätzt sie. Das Gefühl, für etwas zu kämpfen und nicht gehört zu werden, kenne ich sehr gut.

Wo fühlten Sie sich ausgeschlossen? Ich habe mich immer ausgeschlossen gefühlt. Eigentlich fühle ich mich heute noch so. Weil ich so lange damit gelebt habe, ist es mittlerweile wohl ein Muster in meiner Wahrnehmung. Ich war kein besonders talentiertes Kind. Ich habe nie eine Rolle für mich gesehen, in die ich passen könnte. Ich tat so, als ob ich dieselbe Musik wie die anderen hören würde, als ob ich so denken würde wie sie. Aber ich war nie mit ihnen auf einer Wellenlänge. Als ich erwachsen wurde, wurde meine Welt größer, und ich habe dann auch das Glück gehabt, Menschen zu finden, die mich verstehen. Aber das alte Muster setzt sich in meinem Beruf als Schauspielerin immer noch fort.

Weil man in diesem Beruf ständig nach Äußerlichkeiten beurteilt wird? Man sagt dir, was für eine Schauspielerin du bist und welche Rollen du spielen kannst, welche Perspektive du hast und was du erwarten kannst. Vieles davon basiert auf deinem Image und deinem Aussehen. Ich wusste, ich würde nie die blonde Sexbombe spielen. Aber es wird einem ständig vermittelt, dass man etwas Besonderes sein muss, um es in diesem Beruf zu schaffen. Meine Befürchtung war: Wenn ich nun nicht besonders, sondern ganz normal bin, was dann? Aber vielleicht ist es genau das, was mich besonders macht: dass ich ganz normal bin.

Im Alter von 17 Jahren wurde bei Ihnen ein Tumor im Auge entdeckt. Wie hat die Krankheit Ihr Leben verändert? Ich habe gelernt, dankbar zu sein, wenn es mir gut geht, und diese Zeit nicht zu verschwenden. Früher habe ich nicht verstanden, warum ausgerechnet ich krank sein musste. Als ich älter wurde, habe ich dann begriffen, dass dies ein Teil unserer Natur ist. Wir werden nun mal krank. Das sollte kein Stigma sein.

Inwiefern war es eine befreiende Erfahrung, Schauspielerin zu werden und sich in der Rolle einer anderen ausdrücken zu können? Es hatte etwas sehr Befreiendes. In mir brodelte einiges, was raus musste. Könnte ich mich nicht in meinem Beruf ausleben, würde ich ein sehr seltsames Leben führen, glaube ich.

Wie seltsam? Ich wäre wahrscheinlich schon 15 Mal verheiratet gewesen.

Warum? Um etwas zu fühlen! Aber glücklicherweise kann ich all diese Gefühle jetzt in meinem Beruf erleben und dabei mental trotzdem relativ gesund bleiben.

Was heißt „relativ“? Naja, relativ im Vergleich zu dem, was als normal gilt.

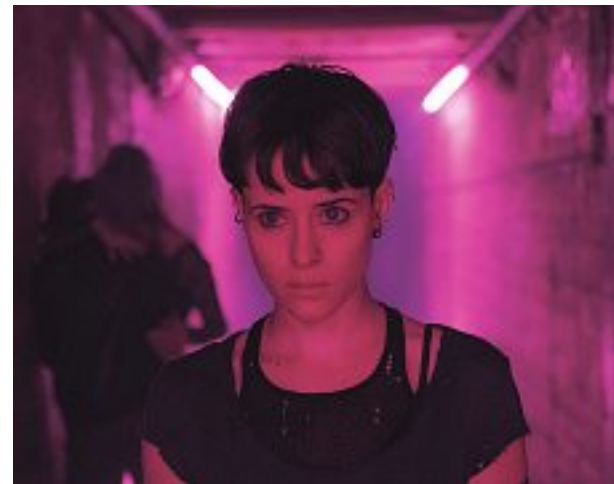
Sie haben sich zeitweise eine Wohnung mit fünf Kolleginnen von der Schauspielschule geteilt. Wie erinnern Sie sich an diese Zeit? Es war ein einziges Chaos. Wir hatten wirklich keinen Plan. Aus heutiger Perspektive denke ich immer: Wie hast du das ausgehalten? Große Verwirrung, große Angst vor der Zukunft, viele durchgemachte Nächte, fatale Entscheidungen, verschlafene Haltestellen im Nachtbus. All die Dinge, die man in diesem Alter eben erlebt haben sollte. Aber vor allem ging es um falsche Ernährung, weil wir nie Geld für vernünftige Lebensmittel hatten. Kurz: Es hat Spaß gemacht.



„The Crown“: In der Netflix-Serie stellte Claire Foy Königin Elisabeth II. dar – und wurde dafür mit einem Golden Globe und einem Emmy ausgezeichnet.



„Aufbruch zum Mond“: An der Seite von Ryan Gosling spielt Claire Foy im Kinofilm über den Astronauten Neil Armstrong dessen Ehefrau Janet.



„Verschwörung“: In der Roman-Verfilmung, die am 22. November in deutschen Kinos anläuft, verkörpert Claire Foy die Hackerin Lisbeth Salander.

Ein großer Teil des Films „Verschwörung“ wurde in Berlin und Babelsberg gedreht. Wo haben Sie Ihre beste Nacht auf der Piste erlebt? Wir hatten einige grandiose Nächte in Friedrichshain und im „Berghain“ in Kreuzberg. Einen denkwürdigen Abend habe ich erlebt, als mein Kollege Claes Bang seinen letzten Drehtag hinter sich hatte. Wir sind in eine dieser wunderschönen Berliner Café-Bars gegangen. Ich war schon mal daran vorbeigelaufen, hatte aber nie besonders darauf geachtet, weil ich damit beschäftigt war, meine Tochter im Schneetreiben zum Weitergehen zu bewegen. Jedenfalls saßen da viele intellektuelle Menschen bei Kerzenschein und philosophierten in bester Jean-Paul-Sartre-Tradition darüber, wie man die Welt verändern sollte. Und wir waren so laut, wild und albern, dass man die Tür zu unserem Raum schloss.

Dabei sind Berliner eigentlich nicht leicht zu schockieren. Sie hatten ja irgendwie recht. Wir waren eindeutig außer Kontrolle. Aber Berlin ist wirklich phantastisch. Es war eine tolle Zeit.

Sie bringen Ihre Tochter mit zur Arbeit. Wie funktioniert das? Es funktioniert eigentlich nicht. Das ist das Problem. Aber ich lerne ständig dazu und werde immer besser im Organisieren. Wichtig ist, dass ich sie abends ins Bett bringe. Es ist ein großes Privileg, sein Kind mit zur Arbeit bringen zu können, wo geht das schon? Viele Eltern haben eigentlich nur am Wochenende richtig Zeit mit ihren Kindern. Das würde mir das Herz brechen. Noch kann ich sie mitnehmen. Aber irgendwann muss sie zur Schule. Dann sind diese wunderbaren Zeiten leider vorbei. Dann werde ich zu Hause auf sie warten. Und das ist nur gerecht.

Ihre Vorgängerin Noomi Rapace hat die Rolle der Lisbeth Salander von einem gewissen Punkt an 24 Stunden am Tag gelebt. Wie tief sind Sie in diese Figur abgetaucht? Früher habe ich mich auch Hals über Kopf in die Rollen gestürzt und den Wahnsinn gelebt. Das geht heute nicht mehr, weil ich meine Tochter habe, die wichtiger ist als jede noch so gute Rolle. Ich kann nach der Arbeit nicht als Lisbeth nach Hause kommen. Das wäre zu verstörend für die Kleine.

Man wird Sie mit Noomi Rapace und Rooney Mara vergleichen, die diese Rolle vor Ihnen gespielt haben. Wie gehen Sie damit um? Natürlich ist das Stress. Es gibt viele Erwartungen. Und ich selbst vergleiche mich ja auch mit ihnen.

Aber wahrscheinlich war es auch Stress, die Königin von England zu spielen? Genau! Jede neue Rolle bedeutet Stress. Ich durchlebe immer diese verschiedenen Phasen. Zuerst freue ich mich darüber, dass ich die Rolle habe. Dann denke ich: Oh Gott, warum ich? Ich bin doch völlig ungeeignet, eine Fehlbesetzung. Diese Rolle sollte definitiv eine andere spielen. Vor Beginn der Dreharbeiten nehme ich mir vor, jeden Tag zu genießen. Am ersten Drehtag von „Verschwörung“ haben mein Regisseur Fede Alvarez und ich uns angesehen und gesagt: „Lass uns Spaß haben!“ Am Ende waren wir uns dann einig, dass es kein Spaß gewesen war. Filmemachen ist vor allem harte Arbeit. Da ist immer ein Element von Irrsinn dabei, wenn man so eine Rolle annimmt.

In Ihrer Rolle als Lisbeth Salander haben Sie mindestens zehn Tattoos. Welches davon hatten Sie bereits vor den Dreharbeiten? Ich habe gar keine Tattoos. Das ist alles die wunderbare Arbeit des Maskenbildners. Obwohl ich schon oft darüber nachgedacht habe, mir eines stechen zu lassen. Ich habe aber noch nicht das richtige Motiv gefunden. Alle meine Freunde sind tätowiert, und jedes dieser Tattoos hat eine Bedeutung für sie. Ich habe mir schon öfter mal ein Motiv angesehen, mich gefragt, ob ich das in zehn Jahren wirklich noch auf der Haut tragen will, und mich dann dagegen entschieden. Aber das Thema ist noch nicht erledigt. Eines Tages werde ich mich tätowieren lassen.

Die Fragen stellte Christian Aust.



Vom Eisen befreit: Die Kartoffelwaffel ist an sich schon gut in Form – die drei Aufstriche (unten) setzen geschmackliche Akzente.

Zu den Waffeln!

Wie lange haben Sie das Waffeleisen schon nicht mehr hervorgekramt? Wir stellen eine deftige Kartoffelwaffel-Variation vor, für feucht-kühle Herbstabende. Sie schmeckt am besten frisch aus dem Eisen – und diese Toppings setzen ihr die Krone auf.

Rezept und Fotos von Claus Eckert



Kartoffelwaffelteig
(für 5–6 Stück, je nach Waffeleisen):
500 g gekochte mehlig Kartoffeln durch die Kartoffelpresse drücken
500 g rohe mehlig Kartoffeln grob reiben, die Flüssigkeit ausdrücken, die abgesetzte Stärke wieder dazugeben
200 g fein gehackte Zwiebel
4 Eier
125 g zerlassene Butter
100 g gesiebes Mehl mit 1 TL Backpulver
Pfeffer, Salz und eine kräftige Prise geriebene Muskatnuss zum Abschmecken

Alle Zutaten zu einem cremigen und nicht zu flüssigen Teig verrühren, etwas ziehen lassen und daraus portionsweise mit dem Waffeleisen goldgelbe Waffeln backen, die außen knusprig sind. Am besten zunächst eine Testwaffel backen, um herauszufinden, ob man die Form vorher einfetten muss und ob knapp drei Minuten Backzeit bei einem 200 Grad heißen Eisen ausreichen.

Toppings
Lachscreme:
100 g Räucherlachs, in feine Streifen und dann noch einmal quer schneiden, mit 150 g Crème fraîche, 1 EL gehacktem Dill, geriebener Schale einer Zitrone und 1 TL zerstoßenem rosa Pfeffer verrühren
Gorgonzolacreme:
100 g milden Gorgonzola mit der Gabel zerdrücken und mit 125 g Ricotta, je 1 EL gehackten Walnüssen und Schnittlauchröllchen verrühren, mit Pfeffer und Salz abschmecken

Zwiebelcreme:
Eine kleine Zwiebel in ganz kleine Würfel schneiden und mit feingewürfeltem Schinkenspeck (50 g) in einer Pfanne mit Butter golden und knusprig anbraten. Etwas abkühlen lassen, mit einem Becher Schmand verrühren und mit zerstoßenem Pfeffer und Kümmel abschmecken

MACHEN SIE AUS IHRER WOHNUNG IHR ZUHAUSE

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 37 GALERIEN WELTWEIT.



Sven Fennema

SVEN FENNEMA Incantata III | Auflage 150, handsigniert
93 x 140 cm | Fotoabzug unter Acrylglas

ab 1.099 €

(Preise inkl. MwSt. | Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Avenso GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin)

© REPUBLIC OF Fritz Hansen

LUMAS.COM

BERLIN | DORTMUND | DÜSSELDORF | FRANKFURT | HAMBURG
HANNOVER | KÖLN | MANNHEIM | MÜNCHEN | STUTTGART | WIESBADEN

LUMAS



Bei der Arbeit im Jahr 1938: Die Schmuckherstellung hat in Pforzheim eine lange Tradition.

GRAUE GOLDSTADT

Vor 125 Jahren wurde die Schmuckmanufaktur Wellendorff gegründet. Nach dem Krieg war das Unternehmen technisch und markentechnisch innovativer als andere – und überstand das große Schmucksterben.

Von Rüdiger Soldt



Ernst Alexander Wellendorff gründete die Schmuckmanufaktur 1893 mit seiner Frau Julie.

Der Stahlbeton an der Decke des Firmensystems passt nicht zur goldschimmernden Welt der Schmuckmanufaktur Wellendorff. Aber der Architekt und die Wellendorffs wollten es so – sie wollten die Geschichte Pforzheims nicht verstecken. Deshalb sehen aufmerksame Kunden aus Schanghai, Tokio oder New York, wenn sie zu den Wellendorffs in die Stadt am Schwarzwald kommen, nicht nur ein authentisches Etruskerschwert. Sie sehen auch den Stahlbeton, mit dem die Pforzheimer im Jahr 1944 noch Luftschutzbunker bauen wollten. Und einen altmodisch wirkenden goldenen Siedler, der auf einem Trümmerhaufen thront – und zu den ersten Produkten gehört, die von Goldschmieden der Wellendorffs nach Kriegsende hergestellt wurden.

Hanspeter Wellendorff war zehn Jahre alt, als die britischen Bomber ihre Fracht über die Stadt abwarfen. Er erinnert sich noch, wie die Asche tagelang glühte. „Für uns Kinder gab es in der Nachkriegszeit keinen Spielplatz. Unser Spielplatz waren die Trümmer. Die Munition lag einfach so auf den Straßen herum. Viele Kinder wurden verstümmelt oder starben sogar, weil sie mit der Munition herumspielten.“

Alfred Döblin schlug nach dem Krieg vor, Pforzheim von der Landkarte zu streichen, weil die Stadt zu 80 Prozent zerstört war. Ein Drittel der Einwohner war in den letzten Kriegswochen im Bombenhagel umgekommen. Doch die Pforzheimer bauten ihre Stadt tatkräftig wieder auf. Die Wellendorffs produzierten 1947 schon wieder Schmuck. Pforzheim stieg schnell wieder auf, auch wegen der Schmuckindustrie. Die Pressen und Stanzwerkzeuge waren früher wieder aufgebaut als die

Fabrikmauern. Schon Anfang der fünfziger Jahre kam der meiste in Deutschland verkaufte Schmuck wieder aus Pforzheim. Die Stadt wuchs im Nu. Bis heute ist sie unwirtlich, dreigeschossig, grau, dominiert von Nachkriegsbauten der Betonmoderne.

„Pforzheim war ja selbst 1960 noch eine Ruinenstadt“, sagt Wellendorff, der gerade 83 Jahre alt geworden ist. „Es war ein trauriges Umfeld, in dem wir aufwuchsen. Es gab unendlich viel aufzubauen.“ Er machte eine Lehre als Juweliergoldschmied und später als Industriekaufmann, ging in die Vereinigten Staaten und arbeitete bei Texas Instruments, einer Firma, die damals Schutzkontakte für die Elektroindustrie und Brennstäbe für Atomkraftwerke herstellte. Mitte der fünfziger Jahre war ein Auslandsaufenthalt für einen deutschen Unternehmersohn noch die große Ausnahme. Deutschland, sagt Wellendorff, sei noch „ein beschimpftes und besetztes Land“ gewesen.

Wellendorff war fasziniert von den modernen Produktionsverfahren, die er in den Vereinigten Staaten kennenlernte. Er entdeckte, dass sie sich nicht nur zur Herstellung von Elektrodrähten, sondern auch für die Schmuckindustrie eigneten. „Als ich im Jahr 1959 zurückkam, wollte ich die Goldschmiede-Technik, wie sie in Deutschland seit Beginn des Jahrhunderts üblich war, stark verändern und sie mit modernsten Techniken kombinieren. So begannen wir, computergestützte Fertigungszentren anzuschaffen und die Lasertechnik bei Wellendorff einzuführen.“ Für andere Schmuckhersteller sei das Goldschmiede-Handwerk ein „unveränderlicher Lebensstil“ gewesen. „Ich sah das anders, denn ich wusste, dass sich exzellente Qualität dauerhaft nur über modernste Technik realisieren lässt.“

Wellendorff setzte mit dem Laser Schweißpunkte bei niedrigen Temperaturen. Seine Goldschmiede arbeiteten mit Fräsmaschinen viel genauer. Damit war er gut vorbereitet auf das, was kommen sollte. Denn der Trend zu preiswertem Modeschmuck änderte alles. Die Quarzuhr wurde sogar in Pforzheim entwickelt – aber die Japaner übernahmen schnell die Produktion. Preiswerter Schmuck fürs Massenpublikum ließ sich in Deutschland nicht länger zu vertretbaren Kosten herstellen. Die Pforzheimer Uhrmacher glaubten zu lange an die Überlegenheit ihrer mechanischen Uhrwerke.

„In Pforzheim arbeiteten zu den besten Zeiten 38.000 Menschen in der Schmuck- und Uhrenindustrie“, sagt Gerhard Baral, Mitarbeiter der Stadtverwaltung, der die Industriegeschichte der Stadt erforscht hat. „Heute sind es etwa 3000. Wir haben mit Wellendorff und Chopard zwei Produzenten von hochwertigem Schmuck mit weltweiter Bedeutung und einige Spezialisten für Trauringe wie zum Beispiel August Gerstner, J. Fischer, Friedrich Binder.“

Einigen ehemaligen Schmuckherstellern gelang es, aus dem Goldschmiede-Handwerk andere Produkte zu entwickeln, zum Beispiel Brackets für die Zahnmedizin oder Spezialschläuche für den Automobilbau. Manche stellen auch heute noch hochwertige Zeiger und Zifferblätter für die sächsischen Glashütte-Werke her.

Die Wellendorffs erkannten, dass sich die Schmuckindustrie zur Markenindustrie entwickeln würde. Früher als andere zogen sie die Konsequenzen aus dem Niedergang der klassischen Juweliersgeschäfte, deren Ursprünge fast immer das Hoflieferantenwesen für Fürsten- und



Der Schmuck von Wellendorff wird heute in aller Welt verkauft, auch dank Senior-Chef Hanspeter Wellendorff, der die Expansion vorantrieb.



Königshäuser war. Schon früh hatte sich die Branche in Baden professionalisiert. Grund war eine Entscheidung des badischen Markgrafen Karl Friedrich: Am 7. April 1767 genehmigte er eine Uhrenfabrik, die der Franzose Jean François Autran in einem Waisenhaus aufbaute. Schon bald merkte Autran, dass sich Uhren nur mit gut ausgebildeten Arbeitern herstellen ließen. 1768 gründete der Markgraf eine Goldschmiede-Schule, die als erste Berufsschule der Welt gilt und bis heute existiert. „Das Weißgold stammt aus Pforzheim, und die arbeitsteilige Arbeitsweise beim Aufbringen von dünnen Vergoldungen oder das Einsetzen von Sparringen mit Brillanten haben Pforzheimer Schmuckdesigner entwickelt“, sagt Baral. „Ende der siebziger Jahre verschlief man

einige Trends. Das war nicht mehr aufzuholen. Heute werden aber immerhin 80 Prozent des in Deutschland verkauften Schmucks über Pforzheimer Firmen vertrieben.“

Während andere den Schmuck in Thailand oder China herstellen ließen und in Pforzheim nur den Vertrieb organisierten, entwickelten die Ingenieure am Turnplatz in den Wellendorff-Werkstätten Herstellungsverfahren, die bis heute kaum ein anderer Schmuckhersteller beherrscht.

„Von den Herstellern, die einmal damit begonnen hatten, ihre Produktion nach China oder Thailand zu verlagern, ist fast niemand geblieben“, sagt Wellendorff. 120 Mitarbeiter arbeiten heute bei dem Schmuckhersteller, 90 davon in Deutschland. Eigene Boutiquen gibt es in Hong-

kong, San Francisco, New York, Peking und Tokio. Zu den Kunden zählen das japanische Königshaus und der Gründer des größten Softwarekonzerns der Welt. Produziert wird nur auf Auftrag. Jedes Collier, jeder Ring wird einzeln gefertigt.

„Für uns sind die Märkte in Deutschland, Österreich, der Schweiz sowie in Asien und Amerika ausgesprochen wichtig“, sagt Georg Wellendorff, der die Firma mit seinem Bruder Christoph in vierter Generation führt. Dort, wo es andere Schmuck- und Geschmackstraditionen gibt, etwa in Italien oder Frankreich, sind die Wellendorffs nicht präsent. Amulette, Colliers und drehbare Ringschienen, mit Brillanten oder mit Emaille besetzt, sind die wichtigsten Produkte. In der ersten Etage des Fabrikgebäudes sitzt Stefan Hildwein, der seit

mehr als 25 Jahren als Kettengoldschmied in der Manufaktur arbeitet. Er stellt die „Wellendorff-Kordel“ für ein Collier her. Der Golddraht, aus dem die Kordel gemacht wird, ist haarfein. Am Beginn der Bearbeitung ist er 20 Millimeter dick, dann wird gewalzt und gezogen. Wenn der Draht 0,3 Millimeter dünn ist, wird er gewickelt. Für ein Collier durchschnittlicher Größe muss ein 160 Meter langer Goldfaden gewickelt werden.

Die Colliers kosten zwischen 5000 und 500.000 Euro. In die Kordel wird zur Stabilisierung eine „Seele“ aus 18 Karat Gold eingefügt. Dann lasse sie sich mit 60 Kilogramm belasten, ohne zu reißen, sagt Georg Wellendorff: „Bei den Colliers und beim Schmuck allgemein ist es so wie im echten Leben – ohne Seele geht es nicht.“

**EIN GRUND MEHR DAFÜR,
DASS JEDER TAG EIN
SONNTAG SEIN SOLLTE.**

IHR KOPF KANN WAS ERLEBEN.

Frankfurter Allgemeine
SONNTAGSZEITUNG

FOTOS: FRANK ROTH © WELENDORFF, STADTARCHIV PFORZHEIM

GELD & MEHR
Wohin nur mit meinem Geld?

E

Aus dem Leben einer Boxerin

LEBEN

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

SONNTAGSZEITUNG

F.A.S. JETZT TESTEN AUF FAZ.NET/FAZ



DJ Hell, was war das erste Stück Musik in Ihrem Leben, an das Sie sich erinnern?
„Do The Strand“ von Roxy Music mit Bryan Ferry und Brian Eno hatte 1973 eine magische Anziehungskraft für mich. Der Mittelpunkt meiner musikalischen Entwicklung und Sozialisation war im Grunde aber immer Kraftwerk.

Wissen Sie noch, mit welchem Stück Ihr erstes gespieltes DJ-Set vor einem Publikum begann und wo und wann das war?
Meine ersten Erfahrungen vor Publikum in kleinen Clubs durfte ich Ende der siebziger Jahre machen. Aber die Musik, die ich damals spielte, war eher für meine Freunde gedacht. Außerdem wollten wir zeigen, was wir konnten, um als DJ-Team die Chance zu bekommen, eine eigene Nacht zu gestalten: ein ganzer Abend, an dem ausschließlich unser Sound gefeatured wurde, ohne Kompromisse und Plattenwünsche.

Wann und wie wurde aus Helmut Hell?
In den Achtzigern musste man als Hiphop-DJ einen Namen erfinden, der auch international verständlich war. Aus Helmut Geier wurde DJ Helli, Space DJ, G.Hell, DJ Hell oder aktuell einfach nur noch HELL.

Was ist Ihre schönste Kindheitserinnerung?
Jeden Tag Sport.

Können Sie bestimmen, was an Ihnen spezifisch deutsch ist?
An mir ist wenig typisch deutsch, ich sehe mich eher als Weltbürger und nehme gerne andere Gepflogenheiten und Lebensarten auf.

Gibt es einen oder mehrere Musiklehrer in Ihrem Leben, die Ihnen etwas beigebracht haben?
Thomas Gottschalk war als Radio-DJ mit seiner Sendung „Pop nach 8“ einigermaßen wichtig für mich im ländlichen Bayern. Erst später konnte ich mit Hilfe importierter Mixe auf Kassetten auch Ron Hardy oder Larry Levan aus Chicago erkunden. Für mein Leben als DJ waren auf jeden Fall Tony Humphries und Red Alert aus New York wichtig. Mein großer

Mentor hier in Deutschland war die DJ-Legende Lupo aus dem „P1“ in München.

Musik ist vor allem eine Sprache der Töne. Aber kann man an Musik auch erkennen, woher sie kommt, und wenn ja, woran?
Musik kommuniziert selbst dann, wenn alle Worte versagen. Sie funktioniert auch ohne gesprochene Worte oder Sprache, vor allem im Genre Techno. Kraftwerk zum Beispiel konnten nur in Deutschland entstehen und definieren am deutlichsten, was deutsche Kultur und deutsche Musikarbeiter sein können.

Wonach riecht ein guter Club?
Früher noch nach Zigaretten, in Verbindung mit dem Grundakkord aus Alkohol, Schweiß und Schmutz. Kopfnote ist die Nebelmaschine. Dieser spezielle Duft hat sich früher oft bis in die luftdichten Plattenboxen für das mitgebrachte Vinyl festgesetzt.

Wie sieht der ideale Raum für einen Club aus?
Eine quadratische Box für maximal 500 Leute.

Zum Ausgehen gehört das Anziehen. Gibt es Mode, die in Clubs besonders gut passt und funktioniert?



Neuer Duft: Helmut Josef Geier, der als DJ Hell in der Techno-, House- und Electroclash-Szene bekannt wurde, hat ein Parfum herausgegeben.

SMELL OF HELL

DJ Hell bringt ein Parfum heraus. Der Name ist Programm. Und was gibt's sonst Neues?
Interview Eckhart Nickel, Fotos Christian Werner

Im Moment ist alles sehr sportlich gehalten für lange Nächte. Dazu bringt das Neunziger-Jahre-Techno-Rave-Revival seit zwei Jahren wieder die besten Ideen aus der Zeit in die Modewelt zurück. Ich denke da an Vetements oder Balenciaga.

Was unterscheidet Clubkultur in Deutschland von anderen Ländern?
Berlin ist mit Abstand die wildeste Party-Hauptstadt auf diesem Planeten. Daher orientiert sich im Moment alles, was Mode, Musik- und Clubkultur betrifft, daran. Berlin steht für Techno.

Die Dramaturgie eines Clubs liegt in den Händen desjenigen, der Musik macht. Was zeichnet ein perfektes Soundcloud-Herzschlag-Fieberkurvendiagramm aus?
Natürlich arbeite ich auf ein magisch verdichtetes Ergebnis hin, aber das kann nicht immer gelingen. Diverse Faktoren sind essentiell dafür: Sehr abhängig bin ich von Anlage, Monitoring, Licht, Lautstärke des Clubs, also vom technischen Set-up. Die Schwingungen von Raum und Tanzfläche spüre ich erst, wenn ich selbst an Ort und Stelle bin. Erst am Abend kann ich die Stimmung der Gäste erkunden und mich an sie herantasten. Was auch noch wichtig ist: wie ich mich fühle; das Verhältnis von Männern und Frauen, Alter, Stil, Erwartungshaltung; wann das Set beginnt und wie lange es sein wird; das Wetter, die Jahreszeit, aktueller Status des Clubs in der Stadt, was dort sonst das Jahr über passiert, wer dort spielt und was; die alte Frage Nebel oder Strobo. Eigentlich ist die Liste endlos, und ich weiß nie wirklich vor einem Gig, was mich erwartet.

Das Sounddesign hat es bis in die Auto-industrie geschafft. Wie funktioniert gutes Sounddesign in einem Club?
Da zitiere ich DJ Hell: „Car Car Car / Drives u Near or Far“ (Zukunftsmusik).

Woraus besteht eine gute Soundanlage?
Die Bassfrequenzen sind im Techno entscheidend. Mid- und Hochtöner sollten optimal auf den Raum eingestellt werden. Es gibt natürlich Anlagen, die nicht nur von vorne aufgebaut sind, sondern aus

vier Ecken projizieren, ohne dass sich die Frequenzen überschneiden. Eine perfekte PA-Anlage im perfekten Raum mit perfektem Sound gibt es aber immer noch viel zu selten auf der Welt, obwohl immer mehr Clubs sich hier extrem einarbeiten und grandiose Sounderlebnisse schaffen.

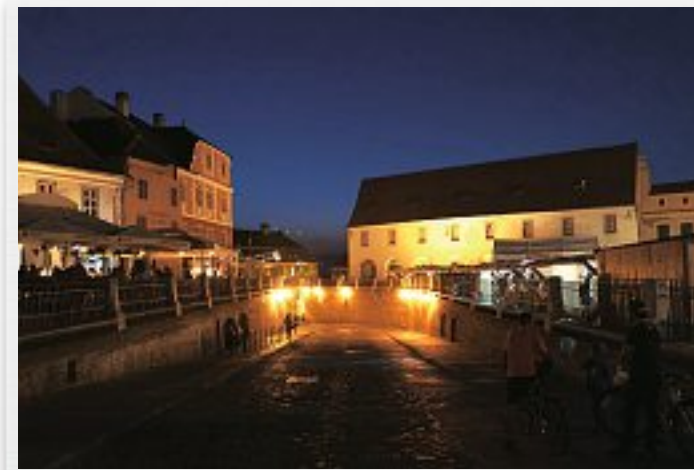
Gibt es so etwas wie DJ-Mode, also Teile, die man nur beim Auflegen anziehen will oder kann?
Ich habe mich nie für stereotype DJ-Outfits interessiert und war eher Außenseiter. Dafür wurde ich in den neunziger Jahren zum am besten angezogenen DJ erkoren. Anzüge bis zum Dreiteiler oder Martin Margiela gab es hinter Turntables vorher eher selten zu bewundern. Ich glaube, ich war immer eher untypisch gekleidet für einen DJ. Dafür wurde ich von der Zeitschrift „GQ“ 2004 zum „Man of the Year“ gewählt.

Sie haben gerade ein Parfum herausgebracht, das Techno heißt. Als ganz tiefen (Bass-)Unterton meint man den Boden einer Tanzfläche zu riechen, so etwas lakritzlinoleumartiges, wie der Noppenboden in Schweizer Zügen. Aus welchen verschiedenen Elementen setzt sich Techno zusammen?
Mein erstes Parfum basiert vor allem auf Weihrauch-Komponenten. Seine Frische bekommt es durch einen minimalen Citrus-Touch. Alle Zutaten kann ich nicht verraten, aber Kirchen waren ja wie Clubs auch immer Treffpunkte für Gläubige. Ich verstehe Club Music und Club Culture als Religion.

Es erinnert aber auch an Helmut Langs Eau de Cologne, zum Beispiel ein wenig an Cuiron. Hatten Sie olfaktorische Vorbilder für Techno?
Helmut Lang stand nur als Inspiration für Verpackung und Grafik des Flakons zur Seite.

Was ist die besondere Magie des Namens Techno für ein Parfum?
Zu DJ Hell gibt es kein besseres Konzept. Aber ich arbeite auch an weiteren Kreationen wie House oder Electronic Body Music (EBM) oder Trance.

An Kneipen, Cafés und Bars mangelt es der 150.000-Einwohner-Stadt nicht. Bis in den späten Abend hinein herrscht auf den großen Plätzen der Oberstadt reges Treiben, mit Konzerten und Ständen. Hermannstadt (rumänisch: Sibiu) wird bei Touristen immer beliebter. Viele Besucher erkunden von hier aus Siebenbürgen.



Grüße aus



Die Stadt in Siebenbürgen hat sich vollkommen erneuert – und zieht immer mehr Besucher an.

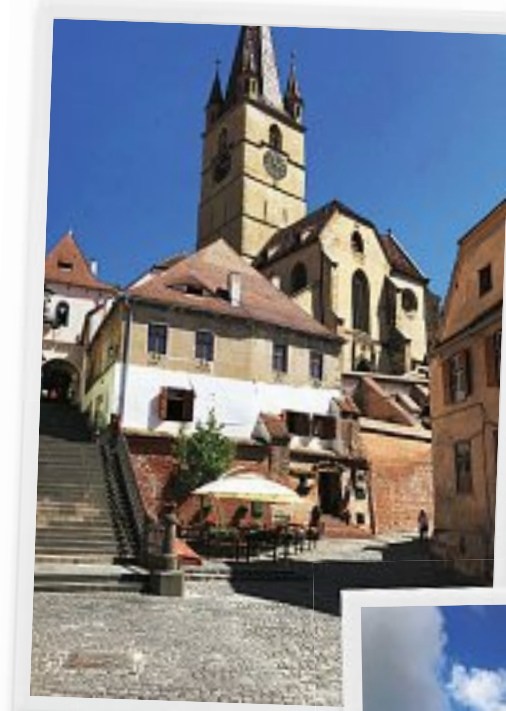
Von Reinhard Bingener



Der Stolz Siebenbürgens sind die mehr als 150 Kirchenburgen, die heute teils zum Unesco-Weltkulturerbe zählen und einst der Bevölkerung Schutz vor einfallenden Türken oder Tataren boten. Wenige Kilometer südlich von Hermannstadt liegt die Kirchenburg von Heltau, in der es auch heute noch ein rühriges Gemeindeleben gibt.



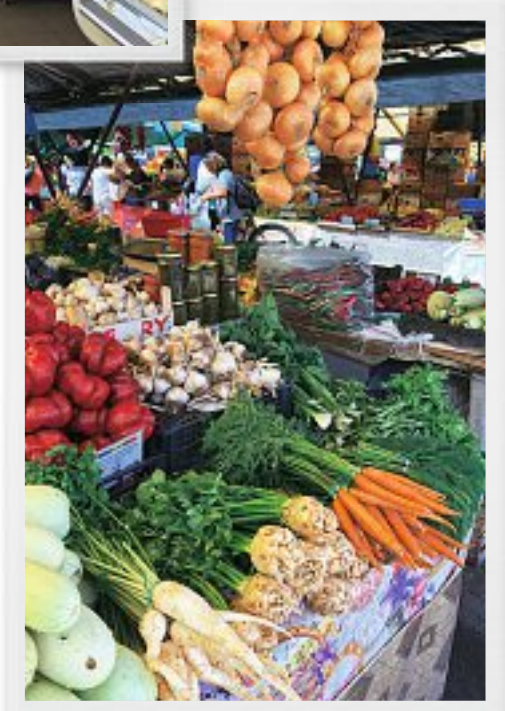
Dieser Elefant aus Beton stammt noch aus der Ceausescu-Zeit. Bis heute zählt er zu den kleinen Freuden, die den Kindern im alten Hermannstädter Erlenpark gemacht werden. Sie können auf Ponys reiten, mit der Kutsche fahren, Zuckerwatte kaufen oder den Hunger mit Kukuruz – gekochten Maiskolben – stillen.



Schön im Blick hat man die Gipfel der Karpaten, die südlich der Stadt bis zu 2500 Meter aufragen. In den siebziger Jahren ließ der Diktator Nicolae Ceausescu eine Straße durch die Gebirgskette schlagen. Zahlreiche Personen kamen beim Bau der Transfagarascher Hochstraße ums Leben.



Auf die Beschaffenheit des Käses ist zum Glück kein Verlass in Rumänien, wo die Schäfer mit ihren Herden durch die Landschaft ziehen. Jeder Käse ist anders – fester, bröseliger, weicher, schaffiger oder ziegiger als der Nachbarkäse und der gleiche Käse in der vorigen Woche. In der Käsehalle des Markts in der Unterstadt kann man jedes Erzeugnis verkosten.



Auf die Märkte karren die Bauern aus der Umgebung alles, was auf den fruchtbaren Böden Siebenbürgens während der heißen Sommermonate gedeiht: Tomaten, die noch nach Tomaten schmecken, Paprika in mannigfaltigen Farben, rote Zwiebeln, Beeren aus den Wäldern, Honig – und bergeweise Wassermelonen.

Die Altstadt zeugt davon, dass die Region 800 Jahre lang von den Siebenbürger Sachsen geprägt wurde. Die meisten haben ihre Heimat nach 1989 verlassen. Doch die deutschsprachige Minderheit in Hermannstadt hat bis heute Einfluss. Unter Bürgermeister Klaus Johannis, seit 2014 Staatspräsident, wurde die Stadt umfassend saniert.

SIEH MAL AN



HÄNGENDER GARTEN
Küchenkräuter schmecken frisch am besten – aber wer stellt sich schon gern eine Handvoll Plastiktöpfe auf die Anrichte? Von Jago Kunststoffe kommt die Idee, sie an die Wand zu hängen. Das „Tik Tak Wandbild“ ist eine Art Hängebeet aus recyceltem Kunststoff, die zwei, vier oder sechs Kübel stehen schräg im Rahmen. Durch ein ausgeklügeltes System im Innern haben die Pflanzen immer ausreichend Wasser, sie ziehen es sich von unten. Gegossen wird von oben. Was zu viel hineingeschüttet wurde, sammelt sich in einem Becken, das herausgezogen werden kann. Das Wasser reicht für knapp zwei Wochen, allerdings ist ein befülltes Hängebeet mit sechs Kräuterkübeln und Wasser mehr als neun Kilogramm schwer. „Tik Tak“ gibt es in vielen Farben, es ist bei der Günter Mohr GmbH in Offenbach für 260 bis 450 Euro erhältlich. *(Web.)*



SUCHMASCHINE

Der batteriebetriebene FindMate von Mini soll uns vor unserer eigenen Vergesslichkeit schützen. Dazu wird der Anhänger über Bluetooth mit der Mini Connected App auf dem Smartphone gekoppelt, bevor er in die Handtasche oder an den Schlüsselbund wandert. Sollte die Bluetooth-Verbindung zwischen den Geräten abbrechen, was von rund 40 Metern an passiert, gibt es eine Nachricht aufs Handy. Ein akustisches Signal verrät den genauen Ort. Den Piepser im gewachsenen Canvas-Etui gibt es für 39 Euro im Mini-Shop. *(anie.)*



ANDERS TICKEN

Zeit ist relativ – erst recht hinter dem Lenkrad eines 252 PS starken Sportwagens. Der Schweizer Uhrenhersteller Tissot bietet einen Zeitmesser speziell für die Alpine A110 an: die Alpine On Board Automatic. Mit einem Durchmesser von 45 Millimetern sitzt das Zifferblatt in einem 316-L-Edelstahlgehäuse und greift Designelemente der Berlinette auf, des Alpine-Sportwagens der Sechziger. Der Chronograph lässt sich vom Armband aus perforiertem Leder lösen und für die Fahrt in den Aluminiumrahmen des Multimedia-Screens einsetzen. Die Uhr als Accessoire zum Wagen gibt es mit dem Valjoux-A05.H31-Uhrwerk als Automatik für 1825 Euro und in modernerem Design mit Quarzwerk für 450 Euro. *(anie.)*



Herzessachen: Apple-Manager Jeff Williams präsentiert die Watch Series 4, die unter anderem vor Herzrhythmus-Problemen warnen soll.

Männer aus der Technikwelt unterhalten sich über Armbänder von Uhren? Hat man bislang selten erlebt. Nun dreht sich alles um die Frage, welches Band für welchen Anlass am besten ist. Denn die Armbänder lassen sich schnell wechseln und sogar ohne Werkzeug an das eigene Handgelenk anpassen. Die Rede ist von der Apple Watch, die in diesem Herbst als Series 4 grundlegend überarbeitet wurde. Obwohl die neuen Modelle einige Millimeter höher sind als ihre Vorgänger, passt ein altes Armband auch an die neue Uhr, selbst das Gliederarmband aus Edelstahl.

Mit solchen Raffinessen gewinnt die Apple Watch immer mehr Freunde. Obwohl das amerikanische Unternehmen nach wie vor keine Verkaufszahlen kommuniziert, hieß es im Frühjahr, dass das Geschäft mit der Uhr, den Airpod-Ohrhörern und den Kopfhörern mittlerweile die Größe einer Fortune-300-Firma angenommen habe – also zweistellige Milliardenumsätze erzielt.

Zu diesem Zeitpunkt errechneten Analysten eine Zahl von fast 50 Millionen verkaufter Uhren seit Marktstart – und ungefähr vier Millionen Verkäufen pro Quartal. Apple könnte demnach Marktführer bei den Computeruhren, Smartwatches und Fitness-Trackern sein.

Die neue Apple Watch Series 4 hatte gleich nach dem Verkaufsstart im September mehrwöchige Lieferzeiten. Und viele Fachleute gehen davon aus, dass sie im diesjährigen Weihnachtsgeschäft noch einmal stark zulegen wird. Denn die neue Uhr ist schön wie nie, obwohl Apple kaum etwas geändert hat. Der Trick ist eine minimale Reduzierung der Dicke einerseits und die Erweiterung des Displays bis an die Ränder andererseits. Auf diese Weise wirkt die Series 4 schlanker und damit gefälliger. Neue Zifferblätter nutzen die vergrößerte Fläche aus. Das Zifferblatt Infograph verdichtet die dargestellten Informationen in Kreisform, und die Krone auf der rechten Gehäusesseite zeigt nun die

SHOW TIME

Über der Apple Watch Series 4 kann man glatt die Zeit vergessen.

Von Michael Spehr

Mobilfunk-Funktionalität mit einer dezenten roten Markierung an. Die Preise beginnen bei 430 Euro für das kleinere Modell im Aluminiumgehäuse. Wer das weniger anfällige, aber schwerere Edelstahlgehäuse wählt, muss mindestens 700 Euro ausgeben.

Die Apple Watch ist – wie gehabt – eine Uhr für viele verschiedene Dienste: Sie spiegelt alle oder nur einen Teil der Nachrichten, die auf dem iPhone eintreffen, und alarmiert den Träger mit dezentem Vibrieren, dass eine Whatsapp des Partners eingetroffen ist oder eine Mail des Chefs. Sie will zudem Fitness-Coach sein und misst Bewegungen, Schritte und Herzfrequenz. Wer sich sportlich betätigt, kann einzelne Workouts komplett erfassen und sieht zum Beispiel später auf dem iPhone die absolvierte Strecke des Fünf-Kilometer-Laufs. Das jeweilige Tempo wird in Ampelfarben auf den Rundkurs gemalt, die Herzfrequenz ist ablesbar.

Mit anderen Watch-Besitzern kann man seine Trainingsdaten austauschen – und jetzt auch ein siebentägiges Kräftemessen starten, das sogar dann Sinn hat, wenn eine Sportskanone auf einen untrai-

nierten Sofa-Surfer trifft, weil nicht die absolute Leistung zählt. Für Läufer liefert die neue Uhr beim Training auf Wunsch einen Tempohinweis beim Unter- oder Überschreiten der zuvor festgelegten Geschwindigkeit. Neu sind ebenfalls die Anzeiger der aktuellen Schrittfrequenz und der „rollende Kilometer“, mit dem Tempo der gerade zurückgelegten 1000 Meter als Alternative zur Durchschnittsgeschwindigkeit des gesamten Laufs. Beim Wandern, Laufen und Gehen werden auch die Höhenmeter berücksichtigt.

Erstmals kann die Apple Watch zudem ein EKG schreiben. Vorerst wird das nur in den Vereinigten Staaten funktionieren, dort gibt es eine Zulassung als Medizinprodukteprodukt durch die zuständige Behörde FDA. Andere Länder folgen. Sodann kann die Uhr einen Alarm bei zu niedriger und zu hoher Herzfrequenz geben und warnt bei Anzeichen von Vorhofflimmern. Diese rücksichtige Schwäche des Herzens bemerkt man häufig nicht, sie kann zu Schlaganfällen führen. Schließlich erkennt die Apple Watch dank neuer Beschleunigungssensoren einen Sturz ihres Trägers und blendet dann automatisch die Frage ein, ob ein Notruf abgesetzt werden soll. Die Sturzerkennung arbeitet nach ersten Tests sehr gut, man kann sie auch nicht versehentlich mit hektischen sportlichen Aktivitäten auslösen.

In den Vereinigten Staaten und vielen weiteren Ländern der Welt kann man längst mit der Uhr im Supermarkt bezahlen. Nun kommt Apple Pay auch nach Deutschland, und das kontaktlose Bezahlen funktioniert dann auch mit der Uhr. In Deutschland gibt es zur Zeit rund 800.000 Kassenterminals, die überwiegend das kontaktlose Bezahlen unterstützen. Hier kann man künftig mit der Uhr oder mit dem iPhone seine Rechnung begleichen – vorausgesetzt, die eigene Bank spielt mit. Tut sie das nicht, und man will diese Funktion partout nutzen, eröffne man ein Zweitkonto bei N26 oder einem anderen Fintech. ◀

FOTOS: HERSTELLER (2), DPA, F.A.Z.



NETJETS

Erwerben Sie einen Eigentumsanteil an einem NetJets Flugzeug und erhalten Sie Zugang zu über 700 Privatjets weltweit. Nur NetJets bietet Ihnen die Größe, Sicherheit und Leistungsfähigkeit einer kommerziellen Fluggesellschaft, kombiniert mit der Flexibilität und Schnelligkeit eines Privatflugunternehmens.

netjets.com +49 89 2323 7549

Alle von NetJets® Europe angebotenen Flugzeuge werden von NetJets Transportes Aéreos S.A., einer EU-Luftfahrtgesellschaft, betrieben.

„WIR PLÄNEN NIE“



Man muss sie zusammen erleben: **Melissa (links) und Jasmine Hemsley** haben nicht nur in ihrer Heimat Großbritannien zu dem Trend beigetragen, sich gesund zu ernähren. Die Schwestern, die im Stil großer Küchenmeister mit ihren Nachnamen bekannt wurden, als Hemsley + Hemsley, haben ansonsten nicht viel zu tun mit der Haute Cuisine. Sie jagen lieber Zucchini durch den Spiralizer, reden über Nährstoffe und sehen bei der mühelosen Zubereitung auch noch unverschämt gut aus. Von Jasmine (38) ist in diesem Jahr „East by West: Einfach ayurvedisch kochen“ erschienen, von Melissa (33) „Eat Happy: Meine schnellen Wohlfühlrezepte“. Den Fragebogen haben – eine Premiere – beide beantwortet.

Was essen Sie zum Frühstück?
MELISSA: Ich brate mir morgens gerne etwas Buntes, Geschmackvolles: Eier, dazu Avocado und Koriander.
JASMINE: Und Reste vom Vortag! Ein Mischmasch.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?
JASMINE: Überall und nirgendwo. Eigentlich brauche ich nichts Neues, ich kaufe vor allem auf Reisen.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?
JASMINE: In vielen Geschäften nicht. Auf einem Bauernmarkt aber schon.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?
JASMINE: Ein Kleid, das einst ein Hausmantel im Besitz der königlichen Familie war, ist mehr als 100 Jahre alt. Erst bekam ihn ein Hausmädchen. Aus dem Mantel wurde dann ein Kleid, und so geriet das gute Stück in die Hände der Großtante meines Freundes. Aunt Joan hat es mir geschenkt.

Was war Ihre größte Modesünde?
MELISSA: Eine leuchtende Trainingsjacke.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?
MELISSA: Ja, von Chinti and Parker.

Haben Sie Stil-Vorbilder?
MELISSA: Meine Freundinnen.
JASMINE: Yasmin Sewell und Chloë Sevigny.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?
JASMINE: Ich habe sogar Möbeldesign studiert. Einer meiner Entwürfe war ein Hocker zum Meditieren, und das war 1998, lange vor dem Yoga-Hype.

Besitzen Sie ein komplettes Service?
MELISSA: Nein, das wäre mir noch zu erwachsen.
JASMINE: Ich habe viel, aber das ist alles vom Flohmarkt und passt nicht zusammen.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?
MELISSA: Neulich erst, wir waren zu zwölf, darunter drei Kinder. In der Mitte standen ein Kichererbsen-Eintopf, Harissa, gebackener Feta-Käse mit Chili, ein warmer Quinoa-Salat, Hummus und Knoblauchjoghurt. Alle haben sich bedient, und alle hatten Spaß.
JASMINE: Bei mir ist es der Avocado-Limetten-Käsekuchen. Als ich den 2011 meinen Freunden servierte, konnten die nicht fassen, wie gut der schmeckt.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?
JASMINE: Gerne die Wochenendbeilagen der Zeitungen.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?
JASMINE: „Man Repeller“, „Into the Gloss“, „The Coveteur“. Mich interessiert das Leben anderer Menschen.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?
JASMINE: Ich schreibe immer Postkarten.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?
MELISSA: „Die Wolfsfrau – Die Kraft der weiblichen Urinstinkte“ von Clarissa Pinkola Estés.
JASMINE: „Der stumme Frühling“ von Rachel Carson. Es geht darum, wie wir mit Pestiziden unsere Umwelt zerstören. Das hat mir die Augen geöffnet.

Ihre Lieblingsvornamen?
MELISSA: Sonny, Darwin, Olive, Matilda. Und Nelly – so heißt mein Staffordshire Bull Terrier.
JASMINE: Meine drei Hunde heißen Julie, Arguna und Bheema. Und ich mag den Namen James.

Ihr Lieblingsfilm?
MELISSA: Wenn es sonntagsnachmittags regnet: „Harry Potter“ oder „Sinn und Sinnlichkeit“.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?
JASMINE: Ich habe einen uralten Volvo. Den hat unsere Familie, seit ich zwölf war. Einmal hat er den Geist aufgegeben. Der Pannendienst war ganz überrascht: Ein Volvo lasse einen nie im Stich, meinten sie. Peinlicherweise sprang er dann auch gleich wieder an.

Tragen Sie eine Uhr?
MELISSA: Eine coole Oris.
JASMINE: Ich auch. Wir haben sie beide bekommen.

Tragen Sie Schmuck?
MELISSA: Nicht viel, aber gerne einfache goldene Kreolen.

Haben Sie einen Lieblingsduft?
JASMINE: Ich trage gerne ätherische Öle auf der Haut, die beruhigen mich.

Was ist Ihr größtes Talent?
JASMINE: Ich bin eine gute Generalistin.

Was ist Ihre größte Schwäche?
MELISSA: Hundewelpen und Babys.
JASMINE: Ja! Meine Hunde! Und Babys meiner Freunde.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?
MELISSA: Indem man für mich kocht.
JASMINE: Indem man mich in die Natur entführt.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?
MELISSA: „Was haben Sie gestern zu Abend gegessen?“

Sind Sie abergläubisch?
JASMINE: Nein, aber nicht alles ist rational zu erklären.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?
JASMINE: In Südf Frankreich. Ich erinnere mich noch genau an mein erstes Croissant, es ist im Mund geschmolzen.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?
JASMINE: Wir planen nie. Das kann ich nicht.

Was trinken Sie zum Abendessen?
MELISSA: Gerne französische Weiße und italienische Rote.

Aufgezeichnet von Jennifer Wiebking.

FOTO PRIVAT

Frankfurter Allgemeine SELECTION AUSGESUCHTES FÜR KLUGE KÖPFE

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Die Produkte werden exklusiv für F.A.Z. Leser entworfen und sind in der F.A.Z. Selection erhältlich.



INKLANG F.A.Z.-EDITION

High-End-Lausprecher der mehrfach ausgezeichneten Lautsprecher Manufaktur INKLANG in 3 Größen und in den Farben Warm Grey, Night Petrol und Bright Lime (Farbmuster vorab erhältlich), die eigens für die F.A.Z.-Edition ausgewählt wurden. Ausgestattet mit dem ReferenzUpgrade 2.0, der brandneuen Referenz-Frequenzweiche und gerade von „Audio Test“ ausgezeichnet, werden diese Editionsmodelle von der Hamburger Manufaktur exklusiv hergestellt.

Sichern Sie sich ein Paar Lautsprecher in Ihrer Wunschfarbe je nach Größe für 2.475 Euro, 4.250 Euro oder 6.350 Euro.



DIE DATE 34

Zeitloser Stil und unvergleichliche Eleganz
machen sie zum Inbegriff der klassischen Armbanduhr.
Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATE 34

BUCHERER
1888

bucherer.com